

LAGERGEMEINSCHAFT AUSCHWITZ -  
FREUNDKREIS DER AUSCHWITZER



<b>Inhaltsverzeichnis</b>	<b>Seite</b>
<b>Bericht von der Mitgliederversammlung</b>	<b>1</b>
<b>Eine Geste des Respektes</b> Ehemalige Häftlinge bedanken sich	<b>3</b>
<b>60 Jahre 40 Jahre</b> Eine Anmerkung zu Gedenktagen	<b>4</b>
<b>Durchhalten bis zur Befreiung</b> Auschwitz-Häftling Janusz Mlynarski über die letzten Tage im KZ	<b>6</b>
<b>Beim Erzählen fühle ich als Häftling</b> Auschwitz-Häftling Stanislaw Hantz über den Schock der Rückkehr	<b>11</b>
<b>Die Saat wird einmal Früchte tragen</b> Auschwitz-Häftling Tadeusz Sobolewicz bei deutschen Schülern	<b>16</b>
<b>„Freispruch“ bedeutete Deportation ins KZ</b> Dr. Franciszek Piper über Forschungen des Museum Auschwitz	<b>20</b>
<b>Edelweiß-Piraten, Swing-Jugend, Résistance</b> Lieder und Texte von und zu „Randfiguren des Widerstandes“	<b>22</b>
<b>Die Grauzone</b> Ein Spielfilm über das jüdische Sonderkommando	<b>24</b>
<b>Flaschenpost aus der Zeit der Vernichtung</b> Rezension über die Lodzer Getto-Chronik	<b>27</b>
<b>Diese Geschichte muss erzählt werden</b> Rezension zu Lyrik und Prosa der Holocaust-Überlebenden Hilda Stern	<b>28</b>
<b>Die Gegenwart der Vergangenheit</b> Der Auschwitz-Prozess von 1964 und die mediale Öffentlichkeit 2004	<b>30</b>
<b>IG-Farben und kein Ende</b> Interview mit Peter Gingold	<b>32</b>

---

## **DVD-Rom: Der Auschwitz-Prozess**

Die im Mitteilungsblatt 1 / 2004 angekündigte DVD-Rom: Der Auschwitz-Prozess war bis her entgegen Verlagsankündigungen nicht erhältlich. Laut Internetseite ([www.digitale-bibliothek.de](http://www.digitale-bibliothek.de)) ist sie ab 6. Dezember 2004 lieferbar, kostet 45 Euro und ist über den Buchhandel (ISBN 3-89853-501-0) zu bestellen.

Mitgliederversammlung am 20. November 2004 in Frankfurt/Main

## **Martina Hörber neu in den Vorstand gewählt**

„Freundschaft ist, wenn sich die Menschen treffen, einander zuhören und unterstützen. Und wir ehemaligen KZ-Häftlinge aus Polen und Ihr von der Lagergemeinschaft - Freundeskreis sind schon seit Jahren gute Freunde“, bekräftigte der Auschwitzter Stanislaw (Staszek) Hantz, der als Ehrengast am 20. November in Frankfurt am Main an unserer Mitgliederversammlung (MV) teilnahm. Der 81-jährige Vorsitzende der Zgorzelecer (Görlitzer) Vereinigung ehemaliger KZ-Häftlinge hatte am Tag zuvor an der Universität Gießen vor rund 60 Studierenden der Arbeitsstelle Holocaustliteratur über seine Inhaftierung sowie auch über sein heutiges Verhältnis zu Deutschland gesprochen. Er hob hervor, wie wichtig die nach wie vor von unserem Verein geleistete Finanzierung der Arztbesuche in Zgorzelec ist. Auf Grund der Todesfälle wird der Kreis der Häftlinge immer kleiner, aber wegen des hohen Alters und vieler Krankheiten sei eine intensivere ärztliche Betreuung nötig, sagte Staszek und übermittelte den Dank seiner Kameraden in Zgorzelec.

Nicht persönlich anwesend, aber telefonisch hatten im Vorfeld der MV unser Gründungsmitglied Dr. Janusz Mlynarski (siehe Seite 6) sowie aus Polen die ehemaligen Auschwitzter Kazimierz Albin und Tadeusz Sobolewicz ihre guten Wünsche für die Versammlung übermittelt.

Vorsitzender Albrecht Werner-Cordt und Kassierer Matthias Tiessen

erläuterten den anwesenden Mitgliedern in ihrem Rechenschaftsbericht die Arbeitsschwerpunkte des Jahres. Demnach ist der Verein mit einem leicht rückläufigen Spendenaufkommen konfrontiert. In den letzten Jahren waren nach einer Diskussion auf einer damaligen MV die Rücklagen teilweise aufgelöst worden, denn Vereinsziel ist es ja die ehemaligen Häftlinge zu unterstützen und Projekte der politischen Bildung zu fördern. Dementsprechend wurde in den vergangenen Jahren mehr ausgegeben als durch neue Mitgliedsbeiträge und Spenden eingenommen werden konnte. Matthias Tiessen empfahl nun, nicht weiter die Rücklagen anzugreifen, sondern wieder eine ausgeglichene Bilanz der Ausgaben und Einnahmen anzustreben.

Albrecht Werner-Cordt ging in seinem Bericht vor allem auf zwei Problembereich ein. So waren unsere diversen Veranstaltungen, zum Beispiel Vorträge von Ernst Klee über Medizin-Verbrechen im Dritten Reich oder von Andreas Kilian über das jüdische Sonderkommando, die in mehreren Städten Hessens stattfanden, ansprechend bis sehr gut besucht und auch die Berichterstattung in der lokalen Presse war umfangreich. Es konnten jedoch nur sehr wenige neue Mitglieder gewonnen werden. Der Vorstand werde dieses Konzept überprüfen, denn die Umsetzung erfordert viel Zeit und Energie und bindet die Kräfte des Vorstands und helfender Mitglieder in großem Ausmaß.

Nicht gelungen ist es im Jahr 2004, eine Studienfahrt nach Auschwitz zu organisieren. Hierbei hatte der Freundeskreis in der Vergangenheit immer wieder neue Mitglieder gewonnen. Die Ursache, dass keine Reise stattfand, lag einerseits darin, dass unser kooptiertes Vorstandsmitglied Andreas Kilian durch einen Arbeitsplatzwechsel ausfiel und andererseits seine Aufgabe der Reisevorbereitung von keinem anderen übernommen werden konnte.

In der Aussprache fragte Alfred Schulz, früheres Vorstandsmitglied, nach den Beziehungen zum Internationalen Auschwitz-Komitee (IAK) sowie der Zusammenarbeit mit anderen deutschen Mitgliedern des IAK, wie beispielsweise des Hamburger Auschwitz-Komitees.

Albrecht Werner-Cordt, der uns in der Leitung des IAK vertritt, will sich weiterhin dafür einsetzen, dass der Erfahrungs- und Informationsaustausch mit den nationalen Organisationen des IAK vom Berliner Büro auch durch eine verbesserte Internet-Vernetzung in Gang kommt. Auch die Realisierung zentraler, vom IAK vorbereiteter Kampagnen stehe an. Speziell mit dem Auschwitz-Komitee in Hamburg be-

stehen persönlich gute Kontakte, wünschenswert wären auch hier eine besserer Informationsaustausch, damit mitunter gemeinsame Aktionen geplant werden können.

Als neue Beisitzerin wurde Martina Hörber einstimmig in den Vorstand gewählt. Die 30-Jährige war Anfang der 90er Jahre als Schülerin mit dem Auschwitz-Projekt des Friedrich-Ebert-Gymnasiums in Mühlheim am Main erstmals mit unserem Vereinsgründer Hermann Reineck in die heutige Gedenkstätte nach Polen gefahren. Im vorigen Jahr war sie zusammen mit ihrer Schwester Christiane Frederichs sowie mit Frank Conforti und Arnd Frederichs bei der Entwicklung und Realisierung unserer Internetseite engagiert. Der bisherige Vorstand freut sich auf eine nun noch engere Zusammenarbeit. Vorstand und Mitgliederversammlung bedankten sich zudem herzlich bei Christiane Frederichs, dass sie sich effektiv und schnell immer bei der Aktualisierung der Internetseite um die technische Abwicklung gekümmert hat und nun zusagte, weiterhin hier mitzuarbeiten.

**Hans Hirschmann**

## **Impressum:**

**Herausgeber:** Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis der Auschwitziter  
Freiherr-vom-Stein-Straße 27, 35516 Münzenberg  
Internet: [www.lagergemeinschaft-auschwitz.de](http://www.lagergemeinschaft-auschwitz.de)

**Redaktion :** Annedore Smith, Hans Hirschmann, Tel. (06101) 32599

**Bankverbindung:** Sparkasse Wetterau (BLZ 518 500 79) Konto-Nr.: 20 000 503

Ihre Spende hilft ehemaligen KZ-Häftlingen materiell wie ideell

## Eine Geste des Respektes

Anfang Juni dieses Jahres erreichte uns ein Brief aus Warschau. Die dortige Vereinigung ehemaliger KZ-Häftlinge bedankte sich für die finanzielle Unterstützung und legte einen Nachweis über die Verwendung der Gelder bei. Unter anderem schreiben die Warschauer in deutscher Sprache: **„Eure Hilfe ist für unsere Mitglieder sehr wichtig, deshalb sie dankbar sind. Also wir senden in Anlage die Liste der Beschenkten, die alle schwer krank sind und mehrere nicht laufen. Jeder bekam 300 Zloty (65 Euro), damit Pflegerin oder Arzneien zu bezahlen.“**

Dieser Brief aus Warschau ist beispielhaft für andere Häftlingsvereinigungen in Polen, die von unserem Verein Spendengelder zur individuellen Unterstützung von kranken und pflegebedürftigen Mitgliedern sowie deren Angehörigen erhalten haben - so in Krakau die Pflege- und Hospiz-Abteilung für ehemalige KZ-Gefangene.

Der Dank der Beschenkten richtet sich also an alle, die sich im Freundeskreis der Auschwitzter engagieren und die Hilfe möglich gemacht haben. Mitglieder und Spender wissen, dass die Unterstützung vor allem auch als Anerkennung des erlittenen Unrechts im Dritten Reich empfunden wird - als Geste des Respekts, die hoch geschätzt wird.

Dem steht die entwürdigende Praxis entgegen, mit denen die NS-Opfer konfrontiert sind bei der so genannten „Wiedergutmachung“ und Entschädigung durch die Bundesrepublik (als

Nachfolgestaat des Dritten Reiches) und der deutschen Wirtschaftsunternehmen, die ihren Profit mit der Ausbeutung der Zwangsarbeiter und der mörderischen „Vernichtung durch Arbeit“-Ideologie gemacht haben. Die Zahlungen erfolgten selten aus Einsicht und Reue, sondern erst unter großem öffentlichem, meist internationalen Druck. Sie kamen spät, waren unzureichend angesichts des erlittenen Unrechts, viele ehemalige Häftlinge gingen leer aus. „Verfolgte wurden zu Bittstellern, zu Unglaubwürdigen, zu Unwürdigen erniedrigt“, wie die Wochenzeitung „Die Zeit“ einmal schrieb und einen Sühneanwalt zitierte: „Was soll man machen, wenn ein ganzes Volk bockt?“ Ganz anderes widerfuhr den Tätern und willigen Mit Helfern der Nazis: Ihre Dienstzeiten als funktionierende Ausführende der zur Staatsdoktrin erhobenen Menschenvernichtung wurden selbstverständlich auf die Renten- und Pensionsansprüche angerechnet.

Um die ehemaligen Häftlinge weiterhin unterstützen zu können, bitten wir Sie, liebe Leserinnen und Leser, auch in diesem Jahr wieder um eine Weihnachtsspende (ein Überweisungsformular liegt diesem MB bei, oder siehe Konto-Nr. im Impressum auf der gegenüberliegenden Seite).

Vielen Dank und die besten Wünsche für die Weihnachtsfeiertage sowie „Sto lat“ für das Jahr 2005. Das polnische „Sto lat“ ist die Kurzform des Wunsches „100 Jahre Gesundheit“.

# 60 Jahre Eine Anmerkung zu Gedenktagen 40 Jahre

Von Albrecht Werner-Cordt

60 Jahre ist es - erst und schon - her, seit am 8./9. März 1944 etwa 4.000 Häftlinge aus dem „Familienlager“ des KZ Auschwitz-Birkenau (Abschnitt B IIb) in Gaskammern ermordet wurden. Am 11./12. Juli 1944 wurden etwa 3.000 Häftlinge aus dieser Lagerabteilung in andere KZ „überstellt“. Die etwa 4.000 Häftlinge, die bis dahin überlebt hatten, wurden durch Gas getötet. Das am 9. September 1943 für Juden aus Theresienstadt „eingerrichtete“ so genannte Familienlager war somit „aufgelöst“.

60 Jahre ist es - erst und schon - her, seit am 15. Mai 1944 die „Deportationen“ von insgesamt 438.000 ungarischen Juden begannen. Am 9. Juli wurden die Transporte gestoppt. Die meisten der Deportierten waren, unmittelbar nachdem sie an der eigens geschaffenen und im Mai 1944 fertig gestellten neuen Rampe angekommen waren, den Mordaktionen in den Gaskammern zum Opfer gefallen.

60 Jahre ist es - erst und schon - her, seit am 2. August 1944 die am Leben gebliebenen 2.897 Sinti und Roma in den Gaskammern ermordet wurden. Am 16. Mai 1944 versuchte die SS zum ersten Mal, die etwa 6000 Menschen, die im „Zigeunerlager“ (Abschnitt B II e) zusammengepfercht waren, zu töten, scheiterte aber zunächst an dem verzweifelten Selbstbehauptungswillen der Häftlinge.

60 Jahre ist es - erst und schon - her, seit am 6. und 7. Oktober das „Sonderkommando“ einen bewaffneten Aufstand wagte. Das Krematorium wurde zerstört, 451 Häftlinge fielen der Revolte zum Opfer.

60 Jahre - schon oder erst - wird es her sein, wenn am 27. Januar 2005 der Befreiung des Lagers Auschwitz durch sowjetische Truppen gedacht wird.

Welche Bedeutung für die Überlebenden hat es, welche für die Angehörigen der Ermordeten, die tagtäglich, stündlich, Nacht für Nacht an die Qualen, Traumatisierungen, an das zerstörte Leben zu denken gezwungen sind, wenn die öffentliche Erinnerung besondere Gedenktage vorgibt? Ist etwa der 27. Januar 2005 für die Opfer ein bemerkenswerterer Tag als der 12. Juni 1997, an dem ein Krankenhausaufenthalt angestanden haben mag, oder der 7. September 2002, an dem wieder einmal unerträgliche Schmerzen quälten?

Machen wir uns überhaupt eine Vorstellung, wie die polnischen, ukrainischen, russischen und alle anderen Auschwitz-Opfer und die Hunderttausende in den von den Deutschen verwüsteten Ländern medizinisch versorgt und im Alter gepflegt werden können?

40 Jahre wird es 2005 erst her sein, seit am 20. und 21. August 1965 das Urteil des Schwurgerichts in der Straf-

sache gegen Mulka und andere gesprochen worden  
ist. 20 Beschuldigte waren im Frankfurter Auschwitz-Prozess angeklagt.

20./21. August

Demgegenüber gehörten der SS-Lagermannschaft des KZ Auschwitz während der Zeit des Bestehens des Lagerkomplexes zwischen 7.000 und 7.200 SS-Männer und SS-Aufseherinnen an. Wenn diese Tätergruppe, heute zwischen 80 und über 90 Jahre alt, auf ihre 1945 beendeten Tätigkeiten als Mörder, sadistische Folterer, Totschläger, KZ-Ärzte, Beteiligte an Vivisektionen und grausamsten Medizinexperimenten sowie an Selektionen zum Gastod, an Raubzügen und

Leichenschändungen, zurückschaut, dürfte sie diesen oder jenen Gedenktag gut ertragen können - dank Pensionen und Altersvorsorge, in die ihre Jahre in Auschwitz als anrechnungsfähige Beitragszeiten Eingang gefunden haben.

Die deutsche Öffentlichkeit wird an **einem** Tag im Jahr an Auschwitz erinnert, und wenn es ein „rundes Datum“ ist, dann umso festlicher und feierlicher. Die Opfer aber, welche Auschwitz überlebt haben und heute um die 80 Jahre und älter sind, brauchen keine besonderen Gedenktage. Wohl aber wir: als Markierung gegen das Vergessen und als Wegweiser zur Hilfe.



**Das Foto stammt aus dem Band: Henry Ries: Auschwitz - Prüfstein des deutschen Gewissens; Aufbau-Verlag, 1997. Es ist nicht mehr im Buchhandel lieferbar, der Freundeskreis der Auschwitzzer hat jedoch noch Restexemplare, die unter Telefon (06101) - 32599 (Anrufbeantworter) für 5 Euro plus Versandkosten bestellt werden können.**

Hoffnung unter Gefangenen, Untergangsstimmung unter Aufsehern

## Durchhalten bis zur Befreiung

Janusz Mlynarski, Auschwitz-Häftling Nr. 355, über die letzten Tage im größten deutschen Konzentrations- und Vernichtungslager

Janusz Mlynarski kam am 14. Juni 1940 mit dem ersten Transport von 728 polnischen Gefangenen ins Konzentrationslager Auschwitz. Er erhielt die Häftlingsnummer 355 und wurde bis Januar 1945 im Stammlager Auschwitz I festgehalten, wo er gegen Ende seiner Haftzeit als Pfleger im Krankenbau eingesetzt war. Als sich die Befreiung abzeichnete, wurde er mit anderen Gefangenen evakuiert und erreichte nach den so genannten Todesmärschen die Konzentrationslager Mauthausen, Melk und schließlich Ebensee in Österreich. Dort wurde er am 6. Mai 1945 von der US-Armee befreit. Nach dem Krieg wurde er in Polen Arzt, floh aber 1971 mit seiner Familie in den Westen. Seit 1978 lebt er in Monheim in Nordrhein-Westfalen.

Unser Vorstandsmitglied Annedore Smith befragte Janusz Mlynarski über die Stimmung in Auschwitz kurz vor der Befreiung vor nunmehr 60 Jahren.

**Janusz Mlynarski:** Das waren sehr gemischte Gefühle. Die Stimmung war sehr nervös - bei manchen euphorisch und bei manchen sehr pessimistisch. Wir wussten, dass der Krieg bald zu Ende sein würde, aber wir wussten nicht, was mit uns geschehen würde. Einige sagten, wir würden alle vergast oder auf andere Weise umgebracht, vielleicht erschossen oder vergiftet. Andere sagten, das Lager würde den Russen auf vernünftige Weise übergeben. Noch andere sagten, wir würden alle evakuiert.

Mein großer Freund, der Häftlingsarzt Wladyslaw Fejkiel, war 1944 Chef des Krankenbaus. Er hat damals den Lagerarzt, SS-Hauptsturmführer Horst Fischer, gefragt, was wohl mit den Häftlingen geschehen würde. Da wurde ihm dringend dazu geraten, sich evakuieren zu lassen, alles andere könnte äußerst gefährlich für ihn wer-

den. Die Rede war von Mauthausen in Österreich, was Fischer als ein wunderschönes Lager im Gebirge beschrieb, wo die Luft rein sei und es den Häftlingen gut gehe. Dabei wissen wir heute, dass es dort diesen schrecklichen Steinbruch gab.

Jedenfalls war die Lage recht verworren, aber wir hatten alle das Gefühl, dass schon bald etwas Dramatisches geschehen würde. Also war die Stimmung sehr nervös, und wir wussten nicht, was wir machen sollten - vor allem nicht, ob wir uns „freiwillig“ zur Evakuierung melden sollten.



**Dr. Janusz Mlynarski**



**Annedore Smith:** In jenen Zeitraum fallen ja auch einige bedeutende Ereignisse wie die Liquidierung des so genannten Zigeunerlagers, die Massenermordung der ungarischen Juden oder der Häftlingsaufstand in der so genannten Todeszone. Haben Sie davon etwas mitbekommen?

**J.M.:** Ich war ja die ganze Zeit nur im Stammlager Auschwitz I inhaftiert, während sich diese schlimmen Ereignisse im Lager II, in Auschwitz-Birkenau, abspielten. Ich hatte keinen großen Kontakt dorthin, aber natürlich haben wir erfahren, was mit den Zigeunern geschehen war. Die geheime Weitergabe von Informationen unter den Häftlingen hat immer gut funktioniert, und so wussten wir, dass da etwas Schreckliches passiert war. Die Informationen kamen von den Häftlingen, die in den Außenkommandos gearbeitet haben. Diese Kameraden waren tagsüber außerhalb des Stammlagers eingesetzt, wo sie Kontakt zu Zivilpersonen hatten, und kehrten abends ins Lager zurück. Sie haben dann nach dem Appell den anderen immer die neuesten Nachrichten übermittelt.

**A.S.:** In Auschwitz-Birkenau war die Überlebenschance ja generell viel niedriger - sie betrug in der Regel nur wenige Monate, während Sie selbst fast fünf Jahre im Stammlager zugebracht haben. Offensichtlich waren die Haftbedingungen dort - so schrecklich diese auch waren - etwas ertragbarer, weil die beiden Lager ja auch ganz andere Funktionen erfüllten.

**J.M.:** Da haben Sie vollkommen Recht. Sehen Sie, wir waren der erste

Transport, und das war vielleicht auch unsere Rettung. In den ersten Monaten nach der Gründung des Lagers Auschwitz mussten noch wichtige Arbeitsstellen besetzt werden - in den verschiedenen Werkstätten, Büros, Schreibstuben und so weiter sowie in der Küche, wo man natürlich immer etwas mehr zu essen hatte. Wir hatten also so zu sagen die „privilegierten Posten“ im Lager inne, und dadurch hatten wir auch eine größere Chance zu überleben.

**A.S.:** Kommen wir zurück auf die nervöse Stimmung unter den Häftlingen in den letzten Monaten. Hat sich diese Nervosität auch unter den Aufsehern ausgebreitet, herrschte da so etwas wie eine Untergangsstimmung?

**J.M.:** Oh ja. Und sie wurden schon etwas freundlicher. Sie haben nicht mehr so große Distanz zu den Häftlingen bewahrt, sondern mitunter sogar auch mit ihnen gelacht. Ich war damals als Pfleger eingesetzt in einer Krankenstube für etwa 30 Patienten mit Typhus und Fleckfieber und bekam für diese Männer auch die Essensportionen zugeteilt. Immer wenn ein Patient starb, wurde dessen Ration natürlich sofort abgezogen, aber ich habe die Toten immer erst nach dem Appell gemeldet. So habe ich deren Portionen noch bekommen und sie unter den Genesenden verteilen können.

Die Aufseher haben da beide Augen zugeedrückt, und manchmal haben wir ihnen im Gegenzug sogar eine Portion abgegeben. Ihre Verpflegung war zu diesem Zeitpunkt nämlich auch schon stark rationiert. Jedenfalls waren sie wirklich um Freundlichkeit

bemüht - wohl auch weil sie wohl hofften, dass wir später, also nach dem Zusammenbruch, vielleicht mal ein gutes Wort für sie einlegen würden.

**A.S.:** Sie haben ja auch noch das Weihnachtsfest 1944 in Auschwitz erlebt - nur einen Monat vor der Befreiung des Lagers. War das irgendwie anders als in den Jahren zuvor?

**J.M.:** Es war anders in dem Sinne, dass wir alle schon etwas Hoffnung geschöpft hatten, obwohl natürlich auch noch große Unsicherheit herrschte - würden wir den Russen übergeben oder nicht. Einer hat den anderen getröstet: „Halte aus, das sind die letzten Tage oder Wochen. Wir haben das alles jetzt schon so lange ausgehalten, jetzt müssen wir noch durchhalten bis zur Befreiung. Die Freiheit steht schon vor der Tür.“ Sie können sich gar nicht vorstellen, was für ein Gefühl das war.

Wir haben alle geweint und uns dann wieder gegenseitig getröstet und auch viel miteinander gebetet. Natürlich gab es einige Pessimisten, die meinten, wir würden jetzt erst recht umgebracht, aber bei den meisten überwog doch die Hoffnung.

Die Aufseher wiederum waren, wie schon gesagt, nicht mehr so brutal wie früher. Ich habe zwar immer noch miterlebt, wie sie die Häftlinge angebrüllt haben, aber sie haben kaum noch zugeschlagen. Wenn jemand zum Beispiel beim Grüßen eines SS-Mannes die Mütze nicht rechtzeitig vom Kopf nahm, bekam er jetzt keine Schläge mehr. Wir mussten auch nicht mehr alles nur im Laufschrift erledigen, sondern durften ruhig mal etwas langsamer gehen. Und vor allem haben unsere Bewacher die Kontakte zwischen den Häftlingen von verschiedenen Blöcken nicht mehr so strikt kontrolliert.

Das gab uns die Chance, an mehr Informationen heranzukommen als früher. Wir haben sofort die Kameraden der Außenkommandos aufgesucht, die Verbindung zu Zivilisten hatten. „Was habt Ihr gehört?“ haben wir sie gefragt, und sie haben uns erzählt, dass die Russen kurz vor Krakau stehen, dass einige Konzentrati-



**Auf den Evakuierungswegen, den Todesmärschen, starben Tausende von Häftlingen an Hunger und Kälte sowie durch Mord und Totschlag durch die SS-Bewacher. (Foto: Museum Auschwitz)**

onslager in Polen schon aufgelöst und die Häftlinge befreit wurden, während andere evakuiert wurden. Wir haben ständig nach neuen Informationen gesucht. Das war eine sehr aufregende Zeit.

**A.S.:** Sie selbst sind wenige Tage vor der Befreiung von Auschwitz aus dem Lager evakuiert und auf einem der zahlreichen Todesmärsche nach Österreich deportiert worden. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

**J.M.:** Wir waren tagelang unterwegs. Die ersten drei Tage sind wir nur marschiert. Ab und zu haben wir Schüsse gehört, und das bedeutete, dass die Häftlinge, die nicht mehr weitergehen konnten, einfach erschossen wurden. Wir haben uns gegenseitig gestützt und uns immer wieder zum Durchhalten ermahnt. Überall am Straßenrand haben wir Leichen gesehen. Heute wissen wir, dass von rund 60.000 Häftlingen, die an diesen Todesmärschen teilgenommen haben, mehr als 15.000 ums Leben kamen - sie starben an Entkräftung, verhungerten, erfroren oder wurden umgebracht.

Schließlich wurden wir in offene Viehwaggons verfrachtet, etwa 60 Häftlinge in einen Waggon. Da lagen wir zusammengepfercht am Boden, und auf den Decken, mit denen wir uns zudeckten, bildete sich eine Eisschicht, so kalt war es - manchmal 25 Grad minus. Wir bekamen nichts mehr zu essen und hatten nichts anderes zu trinken als geschmolzenen Schnee. Lebensmittel, die noch übrig waren, teilten wir uns mit den anderen in unserem Waggon. Wie wir das alles überlebt haben, weiß ich bis heute

nicht. Wir befanden uns wie in einem Zustand der Trance.

Am 2. Februar 1945 kamen wir dann in Mauthausen an, aber das dortige Lager war überfüllt. Also wurden einige von uns in Nebenlager evakuiert. Ich kam zuerst nach Melk und dann nach Ebensee. Wir mussten dort in Stollen arbeiten oder bombardierte Gleise reparieren. Inzwischen erfahren wir auch, dass Auschwitz befreit worden war und die verbliebenen Häftlinge nicht ermordet wurden. Da waren wir sehr traurig, dass wir nicht dort geblieben waren. Hätte der Lagerarzt Dr. Fischer uns nicht indirekt davor gewarnt, dass wir womöglich doch noch alle vergast würden, hätten wir Auschwitz bestimmt nicht verlassen. Wir hätten uns vor der Evakuierung verstecken können, denn die Wachmänner haben nicht mehr so genau nachgesehen. Aber da war eben diese schreckliche Unsicherheit, die uns so große Angst gemacht hatte.

Kurz vor der Befreiung von Ebensee erging dann plötzlich der Befehl, wir sollten uns vor den anrückenden Amerikanern in einem Stollen verstecken. Da haben alle Häftlinge ganz laut „Nein“ gerufen - das erste Mal vielleicht, dass wir uns offen widersetzt haben. Der Kommandant sagte daraufhin, er wolle uns ja nur retten, aber wenn wir das nicht wollten, dann sei das unsere eigene Schuld. Hinterher haben wir erfahren, der Stollen mit den Gefangenen hätte in die Luft gesprengt werden sollen. Aber das haben unsere Aufseher nicht mehr durchgesetzt. Viele SS-Leute hatten sich zu diesem Zeitpunkt ohnehin schon abgesetzt, und die Wachtürme wurden in

der Nacht nur noch von Reservisten aus dem Volkssturm bemannt. Da haben wir gemerkt, dass der Krieg praktisch schon zu Ende war.

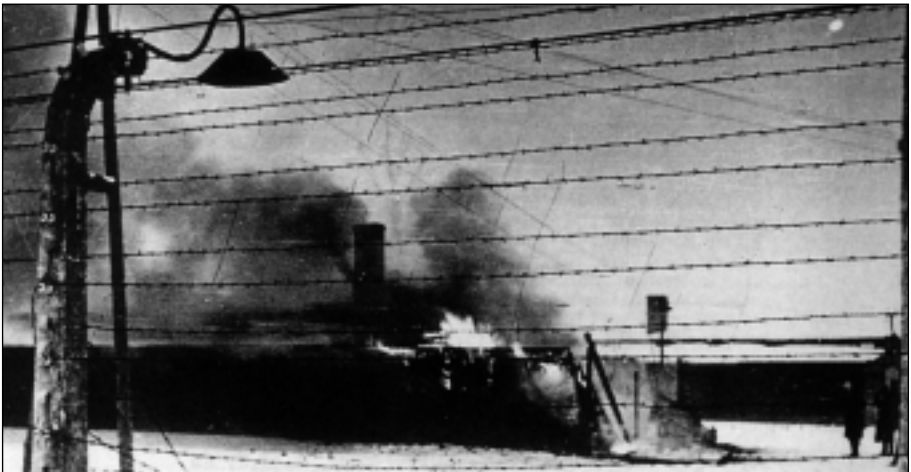
**A.S.:** Und wie haben Sie schließlich die Befreiung des Lagers am 6. Mai 1945 erlebt?

**J.M.:** Schon einen Tag vorher haben die Emotionen hohe Wellen geschlagen. Jemand hatte gehört, dass die Amerikaner im Anrücken waren, und am nächsten Tag waren sie tatsächlich da. Da herrschte eine unbeschreibliche Freude, auch wenn viele von uns zu Gefühlsäußerungen gar nicht mehr fähig waren. Und stellen Sie sich vor, an diesem Tag ist niemand gestorben. Alle haben gespürt, dass der Moment, auf den wir so lange gewartet hatten, endlich gekommen war, und diesen Augenblick wollten alle unbedingt noch miterleben. Einen Tag später gab es dann mehr als 200 Tote im Lager Ebensee. So haben diese Kameraden wenigstens noch die Freiheit

erlebt, aber dann haben ihre Kräfte für immer versagt.

Wir waren ja auch alle infolge der langen Lagerzeit sehr geschwächt. Ich zum Beispiel wog nur noch 38 Kilogramm und konnte kaum noch auf den Beinen stehen. Die amerikanischen Soldaten, die mit Panzern in das Lager einfuhren, haben alle geweint, als sie uns menschliche Knochengestelle gesehen haben.

Leider begann kurz darauf eine Lynchjustiz gegenüber den grausamen und tyrannischen Kapos. Sie wurden in die Löschwasserbecken geworfen und ertränkt oder im Wasser zu Tode gesteinigt. Die US-Soldaten haben das gar nicht mitbekommen und konnten deshalb auch nicht einschreiten. Für mich war das ein schreckliches Erlebnis, denn ich hätte mir eine ordentliche Justiz für diese Männer gewünscht. Vielleicht hat mir das aber auch etwas dabei geholfen, meinen eigenen Hass zu überwinden. Jedenfalls konnte ich diese Form von Rache nicht akzeptieren.



**Fünf Tage brannten in Birkenau die Effektenlager (Kanada II), die von der abziehenden SS angezündet wurden. (Foto: Museum Auschwitz)**

Der Lagertraum von der Freiheit und der Schock nach der Rückkehr

## Beim Erzählen fühle ich als Häftling

Stanislaw Hantz, Auschwitz-Häftling Nr. 2049, über sein Leben nach der Befreiung und seine heutigen Berichte als Zeitzeuge

Stanislaw Hantz war 17 Jahre, als er im August 1940 bei einer Razzia in Warschau verhaftet und nach Auschwitz deportiert wurde. Er erhielt die Häftlingsnummer 2049, lebte 35 Monate im Stammlager und 16 Monate im Zimmerei-Kommando in Birkenau. Im November 1944 wurde er nach Groß-Rosen und dann nach Hersbruck verlegt, von dort im April 1945 auf den „Todesmarsch“ nach Dachau geschickt. Nach der Rückkehr nach Polen lebte er zunächst in Warschau, ab Frühjahr 1946 in Auschwitz, wo er beim Aufbau des Museums mitarbeitete. Er machte das Abitur nach und war von 1950 bis 1982 in verschiedenen Grubenbetrieben beschäftigt. Er lebt in Zgorzelec, wo er Gründer und Präsident der dortigen Vereinigung ehemaliger KZ-Häftlinge ist.

Hans Hirschmann und Karin Graf befragten Stanislaw (Staszek) Hantz für das Mitteilungsblatt über sein Leben 60 Jahre nach seiner Befreiung.

**Mitteilungsblatt (MB):** Wo wirst du am 27. Januar 2005 sein?

**Stanislaw Hantz:** Ich will in Auschwitz sein um an den Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Befreiung teilzunehmen. Vielleicht werde ich beim 61. Jahrestag schon nicht mehr dort sein können. Jetzt kann ich noch reisen und daran teilnehmen. So hoffe ich.

**MB:** Was bedeutet es für dich an diesem Tag in Auschwitz zu sein?

**S.H.:** Ich wurde in Auschwitz ja gar nicht befreit, ich habe meine Befreiung in Dachau erlebt. Für mich ist der 27. Januar ein symbolischer Tag. In Auschwitz sind viele meiner Kameraden befreit worden. Für mich ist es sehr wichtig an diesem Tag in Auschwitz zu sein. Vielleicht kann ich nie wieder kommen, vielleicht treffe ich viele noch lebende Häftlinge. Es gibt sonst keine Gelegenheit für so ein

großes Treffen. Ich freue mich heute schon darauf.

**MB:** Wann bist du selbst nach jahrelanger Haft in Auschwitz und anderen Konzentrationslagern befreit worden?

**S.H.:** Das war am 29. April 1945 in Dachau.

**MB:** In Karin Grafs ‚biografischen Erzählungen‘ über dein Lebensschicksal (‚Zitronen aus Kanada‘) beschreibst du, wie die Rückkehr nach Warschau 1945 für dich ein großer Schock war. Warum war das so?

**S.H.:** Während der gesamten La-



**Stanislaw Hantz**

gerzeit habe ich daran gedacht, habe ich gehofft, habe ich davon geträumt, wieder nach Hause zu kommen nach Warschau. Ich habe davon geträumt, in Warschau ein neues Leben anzufangen. Als ich damals Mitte August 1945 aus dem Bahnhof von Warschau heraus getreten bin, habe ich nur einen Haufen Ziegel gesehen, keine Häuser, keine Stadt, keine Straßen. Ich bin in Richtung Zoliborz gegangen, das war mein Stadtteil vor dem Krieg, um unser Haus zu suchen. Auch dieses Haus war kaputt. Quälende Fragen taten sich auf: Wo soll ich diese Nacht schlafen? Was werde ich morgen essen? Wie soll ich ein neues Leben anfangen im nichts mit nichts? Ohne Familie, ohne meine Mutter. Ich wusste nicht, wo jetzt meine Verwandten wohnten. Das war ein sehr sehr schwerer Tag für mich. Hier ist mein lang geträumter Traum in meiner Lagerzeit untergegangen.

**MB:** Wie verlief dein Leben nach der Rückkehr nach Polen?

**S.H.:** In Warschau habe ich nicht recht Fuß gefasst. Ich bin damals von Zoliborz in die Hipotecznastraße gegangen, wo meine Familie gewohnt hatte. Auch dieses Haus war ausgebrannt, es gab keine Scheiben mehr. Nur in einem Fenster, das mit Brettern zugenagelt war, sah ich einen leichten Schein. Das war genau in der Wohnung, wo meine Verwandten gewohnt hatten. Da bin ich hin gegangen. Diese Verwandten waren eine sehr wohlhabende Familie gewesen. Sie hatten ein Dienstmädchen - dieses Dienstmädchen bewohnte diese ausgebrannte Wohnung. Zusammen mit etwa zehn Bekannten und Verwandten bewohnte

sie diese Räume. Alle haben auf dem Boden gelegen. Es gab keinerlei Möbel, keine Betten, nichts. Alle waren sehr überrascht, mich wieder zu sehen. Niemand hatte damit gerechnet, dass ich überlebt hatte. Sie haben sich sehr gefreut. Ich habe wie die anderen auf dem verbrannten Parkett meine erste Nacht in Warschau verbracht.

Meine nächsten Verwandten waren in ein nahe gelegenes Dorf gezogen. Am nächsten Morgen bin ich zu Fuß dorthin gegangen. Sie wussten schon, dass ich überlebt habe, weil ich ihnen aus München Anfang Mai eine Karte geschickt hatte. Diese Karte war genau einen Tag vor mir angekommen.

Ich habe dann sehr bald in einer Fabrik Arbeit gefunden; das war dieselbe Fabrik in der ich vor meiner Festnahme beschäftigt war. Ich musste arbeiten, ich musste ja etwas zu essen einkaufen. Meine Verwandten hatten auch nichts, die waren völlig verarmt.

1946 im März bin ich mit anderen Häftlingen zusammen nach Auschwitz zurück gekehrt, um das Museum aufzubauen. Ich konnte nicht schwer arbeiten. Was ich im Konzentrationslager gelernt hatte, als Zimmermann zu arbeiten, das war nicht mehr möglich, weil meine Hand beim Pfahlhängen kaputt gegangen ist, einige Finger waren gelähmt. Ich brauchte eine leichte Arbeit, keine schwere körperliche Arbeit mit den Händen. Anfangs haben wir in Auschwitz in der ehemaligen Stammlagererweiterung, im Gebäude der heutigen Kirche, gewohnt, zusammen mit einer Schar Ratten, die dort hausten. Ich habe Gruppen geführt, viele Familien, deren Verwandte in Auschwitz ermordet wurden, kamen

in das ehemalige Lager. Wir hatten so etwas wie eine Uniform an und trugen Waffen, bei den Führungen und auch beim Bewachen des Lagers und allem, was dort geblieben war. Das war eine gefährliche Zeit, ein gefährlicher Ort. Vor allem in Birkenau, dort haben Leute nach Gold und Wertgegenständen der ermordeten Juden gesucht und gegraben. Diese Anfangszeit war nicht leicht, wir haben kaum etwas verdient und hatten wenig zu essen.

Ich bin in Auschwitz wieder zur Schule gegangen; ich saß als Erwachsener zwischen den Jugendlichen und habe irgendwann mein Abitur gemacht. Dort habe ich auch wieder alte Bekannte getroffen, wie beispielsweise die jungen Frauen aus dem Widerstand, die uns zur Lagerzeit unter Einsatz ihres Lebens so viel geholfen hatten.

Es gab einen Arzt in Auschwitz, der uns einmal im Monat untersuchte. Irgendwann haben dieser Arzt und der Direktor des Museums mit mir ein Gespräch geführt, in dem sie mir sagten, dass ich aus Auschwitz weg muss, weil

ich da verbrenne - von innen verbrenne.

Ich bin dann nach Katowice (Katowitz) verzogen, habe eine Wohnung bekommen und auch Arbeit. Mit einem Stipendium war es mir möglich, die Hochschule für Ökonomie zu besuchen. Nach der Geldreform Anfang der 50er Jahre platzte dieser Traum, mein Stipendium reichte hinten und vorne nicht mehr hin.

1951 lernte ich meine spätere Frau Regina kennen, 1952 haben wir geheiratet. Ich habe damals in einer Bauverwaltung für Gruben gearbeitet. Dann wurden meine Töchter Krystyna und Wanda geboren. 1956 gab es für mich Arbeit in Wroclaw (Breslau) und 1957 sind wir nach Zgorzelec (Görlitz) umgezogen, wo ich noch heute wohne. Ich habe in der nahe gelegenen Braunkohlegrube als Steiger gearbeitet, später als Abteilungsleiter. Dann wurde ich Personalchef im Rang eines Direktors für 6500 Leute, das war von 1968 bis 1982. Nach meiner Pensionierung habe ich mich viel um den Klub ehemaliger Häftlinge in Zgorzelec gekümmert. Bei Gründung waren wir über 150 Leute, heute sind wir noch knapp über 20.

**MB:** Hast du mit Regina und den Töchtern über deine Haft in Auschwitz gesprochen?

**S.H.:** Mit Regina in der Anfangszeit ja. Mit den Kindern habe ich viele Jahre nicht darüber gesprochen. Als Krystyna das Buch 'Die blutende Wunde' von meinem Freund Ryszard Kordek



Staszek Hantz bei einem Besuch im Georg-Büchner-Gymnasium Bad Vilbel im Sommer 2003.

gelesen hatte, in dem ich erwähnt wurde, da haben wir angefangen, darüber zu sprechen. Ich bin in der Folgezeit ab und zu in die Schule meiner Töchter gegangen und habe von meiner Lagerzeit berichtet.

**MB:** Seit wann berichtest du in Polen über die Zeit als Häftling? Wie reagieren die Zuhörer?

**S.H.:** Seit den 70er Jahren mache ich das. Jede Familie bei uns ist irgendwie selbst betroffen. Sie wollten vor allem wissen, wie es ihren eigenen Verwandten im Lager ergangen war.

**MB:** Welche Bedeutung hat es für dich, über dein Leben öffentlich zu sprechen?

**S.H.:** Es ist immer wieder so, dass ich mich beim Erzählen als Häftling fühle. Es ist nie einfach geworden, darüber zu sprechen. Ich mache es, weil ich es machen kann. Ich habe das erlebt. Wer sonst soll das machen? Die Historiker? Nein, ich, wir, die Häftlinge müssen das machen. Ich bin das denen schuldig, die in Auschwitz umgekommen sind, die ermordet, erschossen wurden. Ich habe überlebt, ich muss das erzählen. Wenn ich heute vor meinem ehemaligen Block in Birkenau stehe, dann denke ich an meine Freunde, die dort geblieben sind. Ich bin es ihnen schuldig.

**MB:** Seit wann bist du auch in Deutschland als Zeitzeuge in Schulen und bei anderen Bildungseinrichtungen unterwegs?

**S.H.:** Seit den 80er Jahren spreche ich auch mit deutschen Gruppen. Am Anfang habe ich das zusammen mit

dem Maximilian-Kolbe-Werk aus Freiburg gemacht. Auch mit Hermann Reineck von der Lagergemeinschaft der Auschwitziter habe ich das zusammen gemacht. Jetzt mache ich das vor allem mit dem ‚Bildungswerk Stanislaw Hantz‘ aus Kassel. Wir sind gemeinsam regelmässig mit Gruppen in Auschwitz.

**MB:** Reagieren die deutschen Zuhörer anders als polnische?

**S.H.:** Ja, da gibt es einen Unterschied. Die polnischen Zuhörer, die suchen in solchen Gesprächen nach ihren Verwandten, nach den Geschichten ihrer eigenen Familie. Die Deutschen wollen wissen, was gemacht wurde und wollen wissen, was ihre Familienangehörigen hier in Polen angestellt haben. Manche sprechen über ihre Begeisterung für die Nazis und wie spät sie erst bemerkt haben, dass sie in die falsche Richtung mitmarschiert sind. Die Deutschen denken darüber nach, wie das alles geschehen konnte, das ist ihre Hauptfrage.

**MB:** Im Laufe der Jahrzehnte, in denen du nun bereits über deine Häftlingszeit sprichst, hast du da Veränderungen bei den Zuhörern bemerkt? Mit anderen Worten, verhalten sich heutige Jugendliche anders als die Jugendlichen vor zehn oder zwanzig Jahren?

**S.H.:** Heute haben die Jugendlichen andere Fragen. Heute wird viel gefragt, wie war das mit den Juden, den Polen, den Zigeunern im Lager, wie haben die dort im Lager zusammen gelebt. Früher war die Hauptfrage, ob das wahr war, was man über die Konzentrationslager berichtete. Diese Frage ist in den Hintergrund getreten.



Dann gab es die Frage, wie war das alles möglich. Heute wird viel nach den Details gefragt, nach dem Leben und Zusammenleben im Lager. Heute wissen die Menschen, dass die Informationen über Konzentrationslager stimmen. Und nun will man alles genauer wissen. Viele fragen danach, wie wir, wie ich heute die Deutschen sehe.

**MB:** Wie viele ehemalige Häftlinge treffen sich noch in eurem Klub in Zgorzelec, dessen Präsident du bist? Und welches sind eure größten Probleme und Anliegen?

**S.H.:** 23 Häftlinge und ihre Frauen und auch die Witwen treffen sich im Klub. Unser größtes Problem ist die medizinische Hilfe. Heute muss man hier in Polen vieles selber bezahlen. Gut ist, dass wir einen eigenen Arzt haben, der direkt bei uns im Klub einen Behandlungsraum hat und wir können zu ihm gehen, ohne lange Fahrzeiten, ohne lange Wartezeiten. Natürlich haben wir auch das Problem der Miete für unsere Räume, weil wir immer weniger werden und damit auch die Beiträge immer geringer werden.

**MB:** Was wünschst du dir für die Zukunft?

**S.H.:** Ich persönlich wünsche mir und meiner Frau Gesundheit.

Für den Klub

wünsche ich mir, dass wir jedes Jahr einen Ausflug machen können, zusammen. Die Leute aus dem Klub freuen sich darüber sehr, wenn wir so etwas machen. Einen ganzen Tag zusammen sein können, vielleicht irgendwo übernachten und am nächsten Morgen wieder zurück kommen. Alles ist organisiert, alles wird bezahlt. Im letzten Jahr waren wir im Riesengebirge, das war ein großes Ereignis für uns alle. Es waren die ehemaligen Häftlinge mit und ihre Ehepartner. Meine Tochter Krystyna hat bei der Organisation geholfen und ein Programm vorbereitet. Wir haben auch zusammen Spiele gemacht. Für uns alle war das ein sehr schöner Tag. Alle sind glücklich nach Hause gefahren. Das wünsch' ich mir. Wir sind schon alle zu alt, um alleine zu reisen oder so etwas zu organisieren - wenn das alles vorbereitet ist, da können alle mit. Auch die, die kaum noch aus dem Haus können.



**Staszek Hantz: Ich habe überlebt, ich muss das erzählen. Wenn ich heute vor meinem ehemaligen Block in Birkenau stehe, dann denke ich an meine Freunde, die dort geblieben sind. Ich bin es ihnen schuldig. (Foto aus „Zitronen aus Kanada“)**

Ein polnischer Auschwitzer diskutiert mit deutschen Schülern

## Die ausgestreute Saat wird einmal Früchte tragen

Von Tadeusz Sobolewicz (Auschwitz-Häftling 23053)

Tadeusz Sobolewicz, der im Alter von 17 Jahren als Bote zwischen den Widerstandsgruppen im besetzten Polen im Einsatz war, wurde am 1. September 1941 in Tschenstochau festgenommen. Bis 1945 war er in den Konzentrationslagern Auschwitz, Buchenwald, Leipzig, Mülsen, Flossenbürg und Regensburg inhaftiert. Darüber berichtet der spätere Schauspieler in seinem Buch „Aus der Hölle zurück“, erschienen im Fischer-Verlag. Der hier abgedruckte Artikel erschien unlängst in der vom Auschwitz-Museum herausgegebenen Publikation „Pro Memoria“ in englischer Sprache. Deutsche Übersetzung von Annedore Smith.

Bei einem Deutschland-Besuch vor gut zehn Jahren wurde ich eingeladen, an einem Treffen von deutschen Jugendlichen mit Hermann Reineck teilzunehmen - wie ich ein ehemaliger politischer Gefangener der Nationalsozialisten. Ich hatte damals schon einige Erfahrungen bei solchen Treffen mit polnischen Schülern gesammelt, aber ich war noch nie deutschen Jugendlichen begegnet. Ich war deshalb gespannt zu sehen, wie die junge Generation in Deutschland auf die schmerzliche Vergangenheit reagieren und ein neues politisches und soziales Bewusstsein entwickeln könnte. Mir war klar, dass diesbezüglich an deutschen Schulen andere pädagogische Voraussetzungen galten als in Polen. Jetzt hatte ich die Chance, mehr darüber zu erfahren.

Rund 40 Jungen und Mädchen im Alter zwischen 15 und 17 Jahren waren in der Aula einer Berufsschule zusammengekommen. Der Klassenlehrer Frank Pötter begrüßte Hermann Reineck und mich, den Gast aus Polen, der ebenfalls in mehreren NS-Lagern eingesperrt hatte. Gleichzeitig

erklärte er, dass für die Erörterung dieses komplexen Themas keine zeitliche Begrenzung vorgesehen sei, so dass wir so lange weiter diskutieren könnten, wie es Gesprächsstoff gebe.

Dann wurden die Vorhänge zugezogen und eine Leinwand aufgerollt. Hermann begann seine dramatische Geschichte zu erzählen, die er mit Dias illustrierte. Er zeigte Bilder vom Konzentrationslager Auschwitz, Erlasse vom Reichsführer SS Himmler, kurze Anweisungen von Hitler, Fotos von Menschen, die von der Rampe in Birkenau zur Gaskammer geführt wurden, vom Häftlingsblock Nummer 11 mit



Die Auschwitz-Häftlinge Tadeusz Sobolewicz (rechts) und Jozef Paczynski.



**Auschwitz-Häftling Tadeusz Sobolewicz: Fotos der Lagerverwaltung**

der Todesmauer und auch ein Bild von ihm selbst in gestreifter Lageruniform.

Hermann Reinecks Schicksal war in der Tat außergewöhnlich. Der gebürtige Österreicher stammte aus einer Familie mit sozialdemokratischen Überzeugungen. Nach dem Tode seines Vaters gab er sein Studium auf und wurde Buchbinder, um seine Mutter und Schwester in einer Zeit hoher Arbeitslosigkeit ernähren zu können. Schon früh durchschaute er die niederträchtige Politik der faschistischen Organisationen, die damals gerade im Kommen waren. Er schloss sich linken, antifaschistischen Kreisen an.

Nach dem Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland wurde er 1938 eingezogen und 1940 nach Frankreich geschickt. Auch beim Militär hielt er weiterhin Kontakt zu illegalen antifaschistischen Organisationen in Österreich und Deutschland und verteilte Schriften mit Aufrufen zum Widerstand gegen Hitler.

### **Auschwitz-Häftling in SS-Uniform**

Im Januar 1941 wurde er verhaftet. Es folgten lange Verhöre, die sich auf eine Gruppe von 136 Wiener Antifa-

schisten erstreckten. Reineck stand unter dem Verdacht der staatsfeindlichen Gesinnung. Unter einem Schutzhaftbefehl wurde er schließlich in der zweiten Jahreshälfte 1942 nach Auschwitz deportiert, wo er bis zum 7. November 1944 inhaftiert war. Anfangs war er im Straßenbaukommando tätig, später war er der Schreiber im Krankenblock Nummer 21. Auf Anweisung des SS-Oberscharführers Klehr musste er irreführende Todesberichte über Häftlinge schreiben, die mit Phenolspritzen umgebracht oder erschossen worden waren. Die Berichte enthielten stets unzutreffende medizinische Diagnosen und gefälschte Todesursachen.

Die Geschichte des ehemaligen Häftlings, eines authentischen Augenzeugen dieser schrecklichen Ereignisse, machte einen enormen Eindruck auf sein junges Publikum, das ihm mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Er präsentierte den Jugendlichen Dokumente von der Anklage gegen ihn sowie von seiner Verurteilung und ebenso Briefe, die er aus dem Lager an seine Verlobte schrieb. Er erläuterte, wie kranke Gefangene heimlich mit Medizin versorgt wurden und wie polnische und österreichische Häftlinge

in der Widerstandsbewegung des Lagers zusammenarbeiteten. Schließlich erzählte er, wie er aus dem Lager freikam.

Lagerkommandant Rudolf Höß rief etwa 100 politische Gefangene deutscher Abstammung zusammen und sagte zu ihnen: „Ihr habt schändliche Verbrechen gegen Großdeutschland begangen, gegen das Volk und den Führer, aber nun habt Ihr eine Chance, Euch von Eurer Schande reinzuwaschen mit dem Gewehr in der Hand. Ihr werdet in eine Militäreinheit eingegliedert.“ Ihre gestreifte Häftlingsuniform wurde durch eine SS-Uniform ersetzt, und sie wurden der Spezialeinheit Dirlwanger zugeteilt, die gegen Partisanen in Rumänien, der Slowakei und Ungarn kämpfte. Alle Entlassenen aus dem Konzentrationslager mussten eine Erklärung unterschreiben, der zufolge sie sich freiwillig um Aufnahme in die Armee bewarben.

Die Soldaten der Einheit Dirlwanger wurden aus dem kriminellen Milieu rekrutiert, und sie waren grausam im Umgang mit Zivilpersonen in den Gebieten, in denen sie Aufständische niederschlugen. Jeder bewaffnete Einsatz war verbunden mit Terror, Vergewaltigung und Mord. Die Einbeziehung politischer Häftlinge aus Konzentrationslagern in diese Einheit war eine perfide List der SS-Kommandanten. Die Gefangenen selbst hatten keine Wahl. Ihre Chance, ihr eigenes Leben zu retten, war praktisch null. Reineck wartete auf die erste Gelegenheit, um zu fliehen - zusammen mit seinem Lagerkollegen Franz Resch, der Tschechisch sprach. Sie meldeten

sich freiwillig zu einer Patrouille, von der sie nie zurückkehrten.

Den Deserteuren gelang die Kontaktaufnahme zu tschechischen und slowakischen Partisanen. Kurze Zeit später kämpften sie Seite an Seite mit ihnen gegen die Einheit Dirlwanger. Als sich die mächtigen Wehrmachtsverbände angesichts der Offensive der Roten Armee immer mehr zurückzogen, mussten sich auch die Partisanen umgruppieren. Zu diesem Zeitpunkt beschlossen Reineck und Resch, sich nach Österreich durchzuschlagen. Mit der Hilfe antifaschistischer Freunde erreichten sie im Januar 1945 Bad Aussee, wo sie bis Kriegsende blieben.

### **Der Vater wurde in Birkenau vergast**

Nachdem Hermann Reineck seine Erzählung beendet hatte, wurden die Vorhänge zurückgezogen, und in das Klassenzimmer strömte wieder Licht. Die Schüler saßen schweigend auf ihren Plätzen. Nach kurzer Pause wurde ich gebeten, meine Geschichte zu erzählen. Diese war anders als die meines Lagerkameraden, wies aber insofern Parallelen auf, als wir beide Opfer desselben Terrors wurden und im Konzentrationslager Auschwitz landeten. Ich schilderte das dramatische Schicksal junger Polen und Polinnen in einem Land, das von den Nationalsozialisten terrorisiert wurde. Ich verwies auf den September 1939, der zur Tragödie für den jungen polnischen Staat wurde, den die Deutschen auslöschen wollten. Ich erinnerte an das enorme Unrecht, das unserem Volk widerfuhr und das ich auch selbst erlitten habe: Meine Jugendzeit wurde

mir während der Haft in sechs Konzentrationslagern gestohlen, mein Vater wurde in Birkenau vergast, meine Mutter fünf Jahre lang in Ravensbrück inhaftiert. Ich fügte am Ende hinzu, dass ich nicht über diese Erfahrungen rede, um alte Wunden zu öffnen oder die ehemaligen KZ-Häftlinge zu Märtyrern zu machen, sondern weil ich mich als Augenzeuge verpflichtet fühle, an die Leiden infolge des Faschismus zu erinnern und davor zu warnen, dass eine solche Ideologie jemals wieder die Oberhand gewinnt. Wir ehemaligen Häftlinge, so betonte ich, erfüllen auf diese Weise unsere Verpflichtung gegenüber unseren ermordeten Kameraden und Freunden; wir vollstrecken ihr Testament und ihren letzten Willen.

Ich konnte die Emotionen und die Tränen in den Augen meiner Zuhörer sehen. Ich dankte ihnen dafür, dass sie mir so konzentriert und aufmerksam zugehört hatten. In der folgenden Diskussionsrunde gab es viele, viele Fragen. Ich wurde unter anderem gefragt: „Hassen Sie die Deutschen sehr für das, was sie Ihnen in Ihrer Jugend angetan haben?“ Ich antwortete, dass ich viele Jahre lang von Bedauern, Bitterkeit und Trauer darüber erfüllt war, dass ein Volk mit so großen Fähigkeiten wie die Deutschen sich von Wahnsinnigen so schändlich ver-

führen lassen konnte, dass es sich heute seiner beklagenswerten Geschichte schämen muss. Dennoch ist es schwer, nach so vielen Jahren noch Hass im Herzen zu tragen. Als Nachbarn in einem einigen Europa müssen wir Wege zur Versöhnung finden. Wir können die Toten nicht zum Leben zurückbringen, aber wir müssen ihnen ein Andenken bewahren und aus der tragischen Vergangenheit Lehren für die Zukunft ziehen, um unserer selbst und um besserer Beziehungen zwischen unseren Völkern willen.

Hermann Reineck wurde gefragt, mit welchen Argumenten junge Leute heute zu Tage Neofaschisten entgegen-treten sollten, die um Sympathisanten werben. „Benutzt dieselben Argumente“, sagte mein Lagerkamerad, „als ob Ihr selbst in Auschwitz gewesen wärt. Was Ihr heute gehört habt, sollte Euch dabei helfen, Euren Standpunkt zu verteidigen. Denkt daran, dass es notwendig ist, Menschlichkeit zu fördern und zu kultivieren, und dass es unzulässig ist, den Weg der Feindseligkeit, des Hasses, der Intoleranz und des Nationalismus zu beschreiten.“



**Tadeusz Sobolewicz beim Besuch einer Schulklasse in Bamberg.**

Forschungsprojekt: Identität der Opfer des KZ Auschwitz-Birkenau

## „Freispruch“ bedeutete Deportation ins KZ

Bestandsaufnahme der laufenden Forschungen des Museums Auschwitz

Von Dr. Franciszek Piper (Leiter der Geschichtsabteilung)

Im Rahmen der Mitte der 90. Jahre eingeschlagenen Forschungsrichtung „Identität der Opfer des Konzentrationslagers Auschwitz“ führt das staatliche Museum Auschwitz-Birkenau Untersuchungen über das Schicksal von einzelnen Gruppen je nach Nationalität, Alter, Glauben, Art der Inhaftierung durch. In den letzten Jahren wurden einige Publikationen zu diesem Forschungsgebiet veröffentlicht.

Über die jüngsten Opfer des KZ Auschwitz schreibt Helena Kubica, Oswiecim 2002. Die Publikation ist 230.000 Kindern und Jugendlichen gewidmet, enthält Bilder, Dokumente und umfangreiche biografische Informationen in polnischer und deutscher Sprache.

Über die Deportation und Vernichtung der Juden aus dem Ghetto in Łódź nach Auschwitz schreibt Andrzej Strzelecki, Oswiecim 2004. Der Autor verfolgt das Schicksal der 67.000 Juden, die Auschwitz überlebten oder in andere Kl verlegt wurden.

Der Vernichtung der polnischen Bevölkerung aus der Region Zamosc in den Jahren 1942/43 widmet sich die Autorin Helena Kubica, Oswiecim-Warszawa 2004. Die Grundlage zu ihrer Publikation bilden die Archivmaterialien und persönliche Gespräche mit den Überlebenden. Diese östlich gelegene Region war als Siedlungsgebiet für die Deutschen vorgesehen und somit Anfang der geplanten Germani-

sierungsaktion der polnischen Urgebiete. Die meisten Menschen dort sind wegen Kälte und Hunger gestorben, viele wurden in den Gaskammern ermordet, ein Teil, darunter viele Kinder, mit Phenolspritzen umgebracht.

Über die, die wegen ihres Glaubens in Auschwitz starben, schreibt Teresa Wontor-Cichy, Oswiecim 2003. In dem Buch wird das Schicksal von 387 Zeugen Jehova dargestellt (Polen, Deutsche Tschechen, Niederländer), von denen mindestens 152 in Auschwitz gestorben sind.

### Gedenkbücher der Region Radom

Zurzeit laufen in der Zusammenarbeit mit der Häftlingsorganisation TOnO und Kazimierz Albin, dem ehrenamtlichen Vorsitzenden dieser Gesellschaft, die Forschungen über das Schicksal von etwa 15.000 Polen, die aus dem Distrikt Radom nach Auschwitz deportiert wurden. Ähnlich, wie die vorangegangenen Publikation, haben auch diese Bände einen Gedenkcharakter und werden je nach Art der Informationen in drei Einheiten aufgeteilt. Die erste schildert die Transporte selbst, Umstände und Ursachen der Inhaftierung und des Transportes nach Auschwitz, Personen, die wegen ihrer politischen oder gesellschaftlichen Tätigkeit bekannt waren. Der zweite Teil zeigt Fotos der Inhaftierten, private oder aus dem La-

ger, wie auch Kopien von Dokumenten, Briefen und Auszüge aus den Aussagen der Überlebenden. Der dritte Teil besteht aus einer Auflistung aller Deportierten unter der Berücksichtigung solcher Angaben wie Name und Vorname, Häftlingsnummer, Geburtsdatum und -ort, Nationalität, Beruf und weiteres Schicksal nach dem Transport nach Auschwitz.

### **Gezielte Vernichtung von Dörfern**

Wie die durchgeführten Forschungsarbeiten gezeigt haben, wurden die meisten Polen aus dem Distrikt Radom aus politischen Gründen nach Auschwitz gebracht, außerdem gab es gezielte Aktionen gegen Akademiker wie auch zufällige Razzien auf den Straßen, in den Zügen, Privatwohnungen.

Eine Besonderheit für diese Region bildet die gezielte Vernichtung von Dörfern. Sie wurden von der deutschen Polizei eingekreist, angezündet und die Dorfbewohner erschossen oder bei lebendigem Leib verbrannt. Diejenigen, die am Leben blieben, wurden inhaftiert, verhört und entweder sofort hingerichtet oder nach Auschwitz oder in

andere Konzentrationslager gebracht. Unter den Inhaftierten waren sehr viele Akademiker. Bekannt sind auch Aktionen, die sich gegen ganze Berufsgruppen gerichtet habe, wie z.B. eine Lehreraktion oder eine Aktion gegen Offiziere der polnischen Armee. Ganz lapidar und mit voller Offenheit über die Inhaftierung in den KZ sagte nach dem Krieg der ehemalige Kommandant der Sicherheitspolizei für den Distrikt Radom, Vorsitzender des Standgerichtes F. Liphardt: „Als der Inhaftierte vor dem Standgericht erschien, bekam er entweder ein Todesurteil oder wurde freigesprochen. Falls er freigesprochen wurde, wurde er zu einem KZ abtransportiert“.

Eine Aktion ohne gleichen fand am 13. Juli 1942 in dem Dorf Garbarka statt. Die Inhaftierten wurden in einen Zug, der extra in dieses Dorf kam, eingeladen und durch Radom nach Auschwitz geschickt. Von den 217 Bewohnern überlebten nur zwölf.

Die Forschungsarbeiten zu den Transporten aus Radom und Umgebung wurden abgeschlossen, und man arbeitet an der Herausgabe der Publikation. Sie wird vermutlich vier Bände mit insgesamt 1300 Seiten umfassen.

## **Die Opfer der Vergessenheit entreißen**

Die Finanzierung der von der Lagergemeinschaft - Freundeskreis der Auschwitzzer unterstützten Herausgabe der Bücher der Erinnerung „Polentransporte in das KL Auschwitz“ ist noch nicht gesichert. Realisiert sind bisher die Bände über die Transporte aus Warschau und aus Krakau. In Vorbereitung sind die Bände über die

Transporte aus dem Distrikt Radom. Wir werden alle Spenden mit dem Vermerk „Radom“ direkt an das Museum in Oswiecim (Auschwitz) weiterleiten. Den Opfern ihre Identität über ihre Geschichte wiederzugeben - diese Forschungsergebnisse verdienen weite Verbreitung und unser aller Unterstützung.

Lieder und Texte von und zu „Randfiguren des Widerstands“

## Edelweiß-Piraten, Swing-Jugend, Résistance

Von Annedore Smith

Peter Gingold berichtete über seine Zeit bei der Résistance im besetzten Frankreich. Emil Mangelsdorff erzählte von der „Swing-Jugend“ in Frankfurt am Main, die im Jazz eine Gegenkultur zum NS-Regime fand. Jean Jülich schilderte, wie die Kölner „Edelweiß-Piraten“ Volks- und Wanderlieder umdichteten, so dass der Refrain schließlich lautete: „Wir wollen frei von Hitler sein.“ Zeitzeugen und Historiker sowie Liedermacher und Sänger aus neuerer Zeit präsentierten am 11. Oktober in der Frankfurter Alten Oper die zahlreichen Facetten der Opposition im Dritten Reich. „Mut zum Mut“ lautete das Motto des Abends.

Die Aufführung „Lieder und Texte des Widerstands“ bildete den Abschluss einer ganzen Serie von Veranstaltungen des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst zum 60. Jahrestag des 20. Juli 1944. Damit sollte all derer gedacht werden, die damals wahrhaftig

Mut bewiesen haben. Im Mittelpunkt standen nicht nur die „Helden“ vom 20. Juli, die in mehreren Beiträgen gewürdigt wurden - unter anderem von dem Berliner Historiker Peter Steinbach und der Pulizistin Felicitas von Aretin, einer Enkelin des Hauptverschwörers Henning von Tresckow. Vor allem gehörte dieser Abend den Randfiguren des Widerstands, die doch alle auf ihre Art „die anderen Deutschen“ jener Zeit verkörpern.

Die „Edelweiß-Piraten“ sind bislang nicht einmal offiziell als Widerstandsgruppe anerkannt. Auf jeden Fall aber wurden diese Jugendlichen, die sich der Hitlerjugend verweigerten, damals als Bedrohung betrachtet, so dass fünf ihrer Mitglieder zur Abschreckung öffentlich erhängt wurden. Jean Jülich kam als 15-Jähriger im Oktober 1944 in Haft und wurde erst zu Kriegsende von den Amerikanern befreit. Auch der Saxophonist Emil Mangelsdorff



**Applaus für Zeitzeugen und Interpreten der Erinnerungsveranstaltung. Links LGA-Mitglied Peter Gingold. (Foto: Alte Oper, FfM)**

wurde damals von der Gestapo verfolgt und verhaftet. Seine Begeisterung für den Jazz konnte ihm dennoch



keiner nehmen. Er prangerte zugleich in der heutigen Zeit einen „Sozialdarwinismus“ an, der abermals Anlass zum Widerstand gebe.

Beeindruckt war das Publikum von dem lebhaften Vortrag Peter Gingolds, der als Jude und Kommunist für das NS-Regime in doppelter Hinsicht ein Feind war. Das langjährige Mitglied der Lagergemeinschaft Auschwitz würdigte vor allem die Rolle der Frauen in der Résistance. Diese hätten mit weiblichem Geschick oft viel mehr gegen die deutschen Besatzer ausrichten können als ihre männlichen Mitstreiter. Dafür hätten sie allerdings auch häufig mit dem Leben bezahlt. Die Zeit der Résistance lebte dann noch einmal auf in den Chansons der Französin Clara Moreau sowie der Israelin Esther Ofarim, dem Stargast der Veranstaltung.

Auch der Widerstand gegen Repressalien in der ehemaligen DDR wurde an diesem Abend gewürdigt. Der Lie-

dermacher Stephan Krawczyk berichtete von seinem täglichen Kleinkrieg gegen die Behörden, die ihn mehrfach verhafteten und schließlich ausbürgernten. Hierzu hätte auch Wolf Biermann beitragen können, der Sohn eines in Auschwitz ermordeten jüdischen Kommunisten. Er war jedoch wegen Krankheit verhindert und wurde kurzfristig von Daniel Kempin ersetzt. Dieser sang jiddische Widerstandslieder aus dem Getto Wilna - eine passende Ergänzung zum Vortrag von Arno Lustiger. Der Auschwitz-Überlebende und derzeitige Inhaber der Gastprofessur am Frankfurter Fritz-Bauer-Institut würdigte den vielfach unbeachteten jüdischen Widerstand gegen das NS-Regime.

Insgesamt wurde an diesem Abend abermals klar, welche Risiken die Oppositionellen damals auf sich genommen haben. Ihr „Mut zum Mut“ sollte für alle Nachgeborenen Vorbildcharakter haben.

## Denkmal für Deserteure gefordert

Von den Wehrmachtsdeserteuren war bei der Veranstaltung in der alten Oper Frankfurt zwar niemand persönlich auf der Bühne, ihr Widerstand, durch ihre Weigerung weiterhin für das Dritte Reich als Soldat zu kämpfen, wurde jedoch unter anderm in einem song von Esther Ofarim gewürdigt.

Ludwig Baumann, Bundesvorsitzender der NS-Militärjustizopfer, hat ein eigenständiges Deserteursdenkmal am größten deutschen Soldatenfriedhof im brandenburgischen Halbe gefordert. Er halte es für eine „Verhöhnung für uns und unsere Toten“, dass es dort nur eine gemeinsame Ge-

denkstätte für die Soldaten, Gestapo-Schergen, Kriegsrichter sowie die hingerichteten Deserteure gebe. „Die haben uns verfolgt“, sagte der 82-Jährige der Frankfurter Rundschau (17. November 2004). Baumann wollte kürzlich mit 30 Personen eine Gedenkfeier abhalten, das Amt erlaubte nur ein Treffen von vier Personen am Rande des Friedhofes, wo ein Denkmal für alle Gruppierungen steht. Dort hätten jedoch bereits Kränze von Rechtsextremisten gelegt. Deshalb nahmen Baumann und seine Begleiter die eigenen Gebinde wieder mit: „Diese Erniedrigung tun wir uns nicht an.“

Spielfilm (USA) über das jüdische Sonderkommando in Birkenau

## DIE GRAUZONE

Am 27. Januar 2005, dem Jahrestag der Befreiung von Auschwitz, kommt der Film „Die Grauzone“ (The Grey Zone) des amerikanischen Regisseurs Tim Blake Nelson in die deutschen Kinos. Es ist der erste Spielfilm, in dem das Schicksal des jüdischen Sonderkommandos, das direkt an den Gaskammern von Birkenau „arbeitete“, Hauptthema ist. Hollywood-Schauspieler Harvey Keitel spielt den SS-Mann Erich Muhsfeldt.

Das Filmdrehbuch basiert auf der 1946 erschienenen Erinnerungsschrift von Miklos Nyiszli, die 2005 unter dem Titel „Im Jenseits der Menschlichkeit - Ein Gerichtsmediziner in Auschwitz“ in 2. Auflage wieder in deutscher Sprache veröffentlicht wird (Dietz Verlag). Der rumänische Pathologe Miklos Nyiszli arbeitete als Häftling des Sektionskommandos in Krematorium I. Er war dem berüchtigten SS-Lagerarzt Dr. Josef Mengele persönlich unterstellt. Seine Beschreibung des „Kommandos der lebenden Toten“ ist eine schonungslose Analyse der hoffnungslosen und traumatischen Situation des Sonderkommandos:

*„Organische Krankheiten sind beim Sonderkommando selten. Ihre Betten und Kleider sind sauber, ihre Verpflegung ist gut, ja ausgezeichnet. Ohnehin handelt es sich bei Ihnen um ausgesuchte kräftige Männer. Doch sie sind seelisch krank. Das schreckliche Wissen, dass hier ihre Geschwister, Frauen, Kinder, ihre armen Eltern, ihr ganzes Volk zugrunde gehen, die Tatsa-*

*che, dass sie selbst die Leichen zu Tausenden vor die Öfen schleifen und hineinschieben, führen zu schweren Depressionen und Melancholie. Jeder hier hat eine schmerzliche Vergangenheit und eine Zukunft, an die er nur mit Schrecken denken kann. Diese Zukunft besteht für einen SK-Angehörigen aus ganz kleinen Zeiteinheiten.“*

Die erzwungene Beteiligung der Opfer an der Vernichtung ihrer Familien, ihres Volkes bezeichnet Primo Levi als das dämonischste Verbrechen des Nationalsozialismus. Mit Hilfe dieser Einrichtung wurde der Versuch unternommen, „das Gewicht der Schuld auf andere, nämlich auf die Opfer selbst, abzuwälzen, so dass diesen - zur eigenen Erleichterung - nicht einmal mehr das Bewusstsein ihrer Unschuld bleiben würde“.

Im Mittelpunkt des Films steht eine Gruppe ungarischer Juden des Sonderkommandos, die 1944 an der Vorbereitung eines Aufstandes beteiligt sind. Die Planungen geraten in Gefahr, als ein 14-jähriges Mädchen lebend unter den Körpern von Ermordeten in der Gaskammer gefunden wird, denn ein Teil der Häftlinge versucht dieses Mädchen gegen alle Widerstände zu retten.

„Tim (Blake Nelson) stellt Fragen zu unserer menschlichen Natur, die es zu untersuchen gilt. Das schulden wir unseren Kindern.“ (Harvey Keitel)

*Zur strittigen Frage, inwieweit dieser Film eine Auseinandersetzung leisten kann, siehe den Beitrag von Andreas Kilian auf den Seiten 25 f.*

Eine Gratwanderung zwischen Voyeurismus und Aufklärung

## Ist das Grauen darstellbar?

Ein Debattenbeitrag von Andreas Kilian

Vor 60 Jahren erhoben sich am 7. Oktober 1944 einige hundert jüdische Häftlinge des Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau in einem Akt der Verzweiflung gegen ihre Peiniger. Die Männer, die diese einzige bewaffnete Revolte im größten nationalsozialistischen Konzentrationslager auslösten, wurden von der SS als Sonderkommando bezeichnet. Ihr Einsatzort waren die Krematorien. Die SS zwang sie, die Leichen aus den Gaskammern zu schleppen und die toten Körper zu verbrennen. Arbeitsverweigerung wurde sofort mit dem Tod bestraft. Als „Geheimnisträger“ wurde das streng isolierte Sonderkommando von der SS in Etappen liquidiert, von anderen Häftlingen oftmals der Kollaboration beschuldigt.

Während des Aufstands wurde eines der vier Krematorien von den Häftlingen in Brand gesteckt, drei SS-Männer wurden getötet, zwölf weitere schwer verwundet. 100 Häftlinge wagten die Flucht aus der Todeszone. Doch letztlich war ihre Lage in dem ungleichen Kampf aussichtslos. Die revoltierenden Häftlinge kämpften um ihre menschliche Würde, sie wollten sich an ihren Peinigern rächen und die Mordanlagen zerstören. 451 Männer des Sonderkom-

mandos fielen schließlich der blutigen Vergeltung der SS zum Opfer. Trotzdem war der mutige Aufstand erfolgreich: Für die SS bedeutete er eine moralische Niederlage.

Die tragischen Ereignisse, die sich am Tag des Aufstands in der Todeszone von Auschwitz zutrugen, wurden für den US-Spielfilm „Die Grauzone“ - der am 8. Oktober im Frankfurter Filmmuseum in einer Vorpremiere gezeigt wurde - fiktionalisiert und dramaturgisch verarbeitet. Eine Gratwanderung, denn - noch stärker als die deutsche Produktion „Der Untergang“ - wird dieser Film von der Diskussion begleitet werden, ob Grauen und alltäglicher Wahnsinn überhaupt ästhetisch darstellbar sind.

Dem Film „Der Untergang“ wird von mancher Seite Verharmlosung und „Vermenschlichung“ vorgeworfen. Und es wird sicherlich auch Kritiker geben, die gegen den amerikanischen Regisseur Tim Blake Nelson, der nicht nur Regie führte, sondern auch das Drehbuch für „Die Grauzone“ schrieb, gegenteilige Vorwürfe erheben werden. Die dramaturgische



Bearbeitung historisch sensibler Stoffe ist legitim, solange die Opfer nicht verletzt, desavouiert oder diffamiert werden. Solange eine Ästhetisierung

des Grauens nicht zum Selbstzweck verkommt oder voyeuristische Absichten bedient werden. Es gibt viele Versuche, die Realität von Auschwitz mit fiktionalen Mitteln filmisch zu erfassen. Viele davon endeten in bloßer Unterhaltung und Kitsch.

Der Aufstand des jüdischen Sonderkommandos war bisher jedoch noch kein zentra-



les Thema, handelt es sich doch dabei um eine Geschichte, die jahrzehntelang verschwiegen, verdrängt und vergessen wurde. Er erschien zu marginal, zum Heldengedenken ungeeignet - anders als der Warschauer Ghetto-Aufstand oder die Häftlingsrevolte im Vernichtungslager Sobibor. Das Sonderkommando war ein Tabuthema. Widerstand wurde bisher grundsätzlich am militärischen Erfolg gemessen, an der Anzahl der getöteten Feinde und zerstörten kriegswichtigen Objekte. Widerstand wurde bisher oftmals instrumentalisiert und politisiert, seine Darstellung manipuliert, das Geschehen zu einem Mythos verklärt. In dieser Hinsicht ist es das Verdienst von Nelson, den Sonderkommando-Aufstand endlich einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Dabei gelingt es ihm, das moralische Dilemma der Sonderkommando-Häftlinge, deren kurzzeitiges Überleben mit ihrer tragischen Zwangsarbeit im Zentrum des Massenmords verknüpft war, beklemmend deutlich zu machen. Er zeigt

ihren Überlebenswillen und ihre Handlungsräume unter den radikalen Lebens- und Arbeitsbedingungen im Sonderkommando und regt zur Reflexion des Geschehenen an.

Ein Spielfilm kann keinesfalls historische Abläufe authentisch abbilden. Jedoch können Filme die Essenz historischer Ereignisse anhand von han-

delnden Figuren durchschaubar und verständlich machen. Damit stellen sie im besten Fall eine Wahrheit dar, die jenseits der konkreten historischen Ereignisse liegt und doch Gültigkeit beanspruchen kann. „Die Grauzone“ geht wie auch „Der Untergang“ über historische Ereignisse und die Erinnerung daran hinaus und ermöglicht die Auseinandersetzung mit den Abgründen der menschlichen Natur.

60 Jahre hat es gedauert, bis das Kino für die psychische und moralische Analyse der Sonderkommando-Tragödie bereit war. Ob es das Publikum bereits ist? Wir werden es nach dem deutschen Filmstart erfahren.

(FNP: 5. 10. 2004, S. 4)

*Andreas Kilian ist Autor zahlreicher Publikationen zum Thema, u.a. Co-Autor der Sonderkommando-Monografie „Zeugen aus der Todeszone“. Weitere Informationen zur „Grauzone“ auf der Internetseite der Verleihfirma ([www.bfilm.de/the\\_grey\\_zone/](http://www.bfilm.de/the_grey_zone/)) und unter Kilians Homepage ([www.sonderkommando-studien.de](http://www.sonderkommando-studien.de)).*

# Flaschenpost aus der Zeit der Vernichtung

Rezension von Annedore Smith

„Die Hohensteinerstraße hat ihr Antlitz verändert. Der Verkehr ist außerordentlich lebhaft. Man merkt, dass der Krieg allmählich auch an Litzmannstadt heranrückt. Neugierig schaut der Gettomensch den durch-eilenden Kraftwagen der verschiedenen Waffengattungen nach. Das Wichtigste aber ist für ihn doch noch immer: ‚Was gibt es zum Essen?‘“

Die Verfasser dieser Tagesnachricht vom 30. Juli 1944 wussten noch nicht, dass dies der letzte Eintrag der Chronik aus dem Getto Lodz sein würde - beziehungsweise Litzmannstadt, wie die deutschen Nationalsozialisten die polnische Stadt umbenannten. Vor nunmehr 60 Jahren wurde das nach Warschau zweitgrößte Getto auf polnischem Gebiet, in dem zeitweise 160.000 Juden zusammengepfercht waren, endgültig aufgelöst. Die letzten der 70.000 noch verbliebenen Bewohner wurden am 29. August 1944 abtransportiert in die Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau oder Chelmo.

Zurück blieben rund 2.000 Seiten der Lodzer Getto-Chronik, die noch schnell in einem trockenen Brunnen-schacht versteckt werden konnten. Diese akribischen Aufzeichnungen in Deutsch und Polnisch geben einen erschütternden Einblick in den grausamen Alltag des Gettos. Sie zeugen von Hunger und Krankheit, von Gewalt und Tod - doch ebenso vom Wunsch, sich allen widrigen Umständen zum Trotz noch etwas Normalität und Würde zu bewahren. Dies wird nicht zuletzt deutlich an einem besonderen Getto-Humor.

Im Gegensatz zu den Untergrundarchiven aus anderen Gettos hat die Lodzer Chronik offiziellen Charakter. Sie wurde erstellt von der Statistischen Abteilung, die die deutschen Kommandanten der so genannten jüdischen Selbstverwaltung genehmigt hatten. Allerdings musste der Mitarbeiterstab unter Leitung des Prager Journalisten Oskar Singer stets mit Kontrollen rechnen, so dass in strenger Selbstzensur die Verhältnisse zwar dokumentiert, aber kaum kommentiert wurden. Das Ergebnis sind stilistisch vielfältige Artikel und Reportagen für eine imaginäre Zeitung der Zukunft.

Anlässlich des 60. Jahrestags der Getto-Liquidation sind die Aufzeichnungen der Monate Juni und Juli 1944 jetzt als Buch erschienen. Herausgeber sind Sascha Feuchert, Erwin Leibfried und Jörg Riecke von der Arbeitsstelle Holocaustliteratur an der Universität Gießen sowie auf polnischer Seite Julian Baranowski vom Staatsarchiv Lodz und Krystyna Radziszewska von der Universität Lodz. Das Team hat 2002 schon die gesonderten Reportagen von Oskar Singer veröffentlicht („Im Eilschritt durch den Gettotag“, Philo Verlagsgesellschaft - besprochen im Mitteilungsblatt vom Juli 2003). Der jetzige Band über die letzten Tag im Lodzer Getto ist der Auftakt für eine komplette Ausgabe der umfangreichen Chronik, die 2006 erscheinen soll.

*Feuchert, Leibfried, Riecke (Hrsg.): „Letzte Tage. Die Lodzer Getto-Chronik. Juni/Juli 1944“, Göttingen: Wallstein Verlag, 2004, ISBN 3-89244-801-9, 19 Euro*

## Diese Geschichte muss erzählt werden

Rezension von Hans Hirschmann

Die sieben, mit Bleistift vollgeschriebenen Schulhefte seiner 1997 verstorbenen Frau Hilda waren für Werner Cohen eine überraschende Entdeckung: Hier hatte die 1924 in dem hessischen Dorf Nieder-Ohmen (Landkreis Gießen) geborene Hilda Stern Cohen Gedichte und Prosatexte niedergeschrieben, die nun als „Lyrik und Prosa einer Holocaust-Überlebenden“ in dem Band „Genagelt ist meine Zunge“ vorliegen.

Der Ehemann und die drei Töchter, wussten von ihrem Schicksal. Wussten, dass sie im Getto Lodz miterlebte, wie ihre Eltern und Großeltern in Folge von Hunger an „galoppierender Schwindsucht“ ebenso elend starben wie der Verlobte Horst an Tuberkulose. Sie wussten auch von Auschwitz und Ravensbrück. „Sie erzählte mir all das in den Jahren, in denen sie schweißgebadet, ihr Herz rasend klopfend, in der Nacht aufschreckte“, berichtet Werner Cohen in der Einleitung des Bandes. Verschwiegen hatte sie ihm, mit dem sie 50 Jahre verheiratet war, jedoch ihre literarischen Bewältigungsversuche, eine wahrlich „einzigartige Hinterlassenschaft“. Niedergeschrieben hat Hilda Stern die Texte im Getto sowie nach der Befreiung durch die Alliierten in Österreich, wo sie auf ihre Auswanderung in die USA wartete, die 1946 erfolgte.

*Genagelt ist meine Zunge  
an eine Sprache, die mich verflucht,  
hineingehämmert  
in meine Ohren  
mit den Tönen der Liebe,  
und des fressenden Hasses.*

Die sprachliche Kraft dieser ersten Strophe des für den Auswahlband Titel gebenden Gedichtes verdeutlicht die innere Zerrissenheit der Autorin und all ihrer Leidensgenossen, denen von „arischen“ Deutschen nicht nur ihr Deutschsein, sondern gleich ihr Menschsein abgesprochen wurde. Angesichts der grausamen Umstände ist es kaum fassbar, wie sie immer wieder mit klarer Einsicht das Schreckliche wahrnimmt und mit frappierenden poetischen Wendungen Details des Grauens versinnbildlicht. Dabei richtet sich ihr Blick weniger auf die Täter als vielmehr auf die Verheerungen, welche die bei den Deutschen zur Staatsdoktrin gewordene Menschenvernichtung bei den Opfern zeitigte. Hilda Stern nimmt weder auf sich selbst Rücksicht, noch auf die, die sie liebt. Mit genauer Beobachtungsgabe registriert sie schonungslos ihr Umfeld, und doch sind ihre Beschreibungen auch in den Momenten purer Verzweiflung von nichts anderem geprägt als von mitfühlendem Verständnis. Beispiele mögen dies verdeutlichen: Als bei der Deportation nach Lodz viel zu viele Menschen in dem Eisenbahnwaggon zusammengepfercht sind, notiert sie: „Die Türe wird verammelt und wir starren uns wortlos an. Das erste Gefühl keimt auf, dass man in einem Käfig nicht höflich sein kann. Wir sind alle gesittete Leute - aber jeder möchte sitzen.“

Im Getto beobachtet sie wie die Mutter lange am gleichen Fleck sitzt, „weinerlich und alt. Ich müsste sie streicheln, sie trösten, aber ich kann

nicht.“ Tief ergreifend auch die Beschreibung, als ihr Freund Horst sie „mit einer gedemütigten Zärtlichkeit“ beiseite nimmt und fragt, ob er ein „Schuft“ werden und sich bei der Gettoverwaltung als „Polizant“ verdingen soll, um damit mehr Lebensmittel für sich und die Seinen zu bekommen. Weitsichtig weiß sie ihr Dilemma auf den Punkt zu bringen: „Ich sah das Falsche an den anderen, sah aber auch bald darauf das Falsche an mir. Das beruhigte mich einigermaßen und erfüllte mich zur gleichen Zeit mit Verachtung und Überdruß - denn ich wusste, dass es aus den menschlichen Tiefständen keinen normalen Ausweg gibt.“

Die Herausgeber haben in dem Band unter dem Titel „Diese Geschichte muss erzählt werden“ das Manuskript eines Vortrages mit aufgenommen, den Hilda Stern in den 80er und 90er Jahren vor amerikanischen Zuhörern gehalten hatte. Darin beschreibt sie ihre damals wohl unbewusst verfolgte Überlebensstrategie und zwar am Beispiel, wie ihre Mutter 42-jährig im Getto-Krankenhaus in Lodz starb: „Wenn ich zu Besuch kam, konnte ich ihre wachsende Isolation vom Leben in ihren Augen sehen, die beide weit geöffnet waren, aber dennoch vom Leben in die bevorstehende Dunkelheit starteten. Während all meiner Jahre unter den verschiedenen Formen der Unterdrückung und der drohenden Vernichtung war ich immer in der Lage gewesen, eine Art Distanz



aufrechtzuerhalten, als ob mich der Schrecken um mich herum nicht direkt berührte. Das konnte ich beobachten und festhalten, wie es in meinen Gedichten dokumentiert ist, mit deren Hilfe ich in der Lage war, meine Ängste zu sublimieren.“

Zwischen all den schrecklichen, willkürlichen und gewalttätigen Erlebnissen, die sie genau und unbestechlich beschreibt, kommt auch immer wieder zaghaft und fragend ihr Mut und ihre Zuversicht zu überleben in den Gedichten zum Ausdruck. Im DP-Camp in Österreich - das Wort „Lager“ vermeidet sie hier sehr bewusst - fasst sie dann auch ihre Freude über die wiedergewonnene Freiheit und die Erfahrungen, die Schönheiten der Natur wieder zu bemerken, in Worte.

Um jedoch zuvor letztendlich diese Chance zum Überleben im Getto bekommen zu haben, bedurfte es nicht nur viel Glück: „Hier gibt es kein Erbarmen - hier galt nur eins: Protektion!“, schreibt Hilda Stern unmissverständlich. Ihr „Protektor“ war unter anderem der Maler Lejzerowicz, ein Günstling des Getto-Ältesten Rumkowski, der sie zu literarischen Versammlungen einlud: „Diese Zusammenkünfte wurden zu einem Lichtstrahl in der unerbittlichen Dunkelheit und zu einer Mahnung davor, dass meine Existenz nicht bloß auf Nahrung und das Überleben von Stunde zu Stunde und Tag für Tag fokussiert sein musste, sondern dass es in der Tat auch noch andere Dinge gab. Dieser besondere Freund

war dazu bestimmt, mein Leben zu retten.“

Für Hilda Stern Cohen war es als Überlebende den ermordeten Holocaust-Opfern gegenüber eine „Ehrenschild“ immer wieder Zeugnis abzulegen und „diese Geschichte“, nämlich die Geschichte des staatlich verordneten und durchgeführten Massenmordes an den Juden und den Gegnern Nazi-Deutschlands, zu erzählen. Für uns Nachgeborene - insbesondere für die Nachgeborenen der Tätergeneration - ist es das Mindeste an Respekt den Opfern gegenüber, dass wir uns diesen „Geschichten“ stellen.

Lesenswert macht den Band zum Weiteren die sehr ansprechende und

gelungene Buchgestaltung von Silke Berg unter Verwendung von Familienfotos der Familien Stern und Cohen.

**Hilda Stern Cohen. Genagelt ist meine Zunge - Lyrik und Prosa einer Holocaust-Überlebenden.** In Zusammenarbeit mit Werner Cohen herausgegeben von Erwin Leibfried, Sascha Feuchert und William Gilcher. Bergauf-Verlag, Frankfurt/M. 2003, 15 Euro; ISBN 3-00-010499-2. Erschienen in der Reihe MEMENTO, einer Schriftenreihe der Ernst-Ludwig-Chambré-Stiftung und der Arbeitsstelle Holocaustliteratur an der Universität Gießen.

Mehr zu der Autorin im Internet ([www.hildasterncohen.org/](http://www.hildasterncohen.org/))

Der Auschwitzprozess von 1964 und die mediale Öffentlichkeit 2004

## Die Gegenwart der Vergangenheit

*Der Studienkreis Deutscher Widerstand hat in den „informationen“ Nr. 60 (Okt. 2004) unter dem Titel „Die Gegenwart der Vergangenheit“ den 40 Jahre zurückliegenden Auschwitz-Prozess in Frankfurt am Main als Schwerpunktthema gewählt. Warum, das wird im Editorial von Heiko Lübmann skizziert:*

Drei geschichtlich zentrale Daten zur Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands galt es in diesem Jahr zu würdigen. In den Blickpunkt der groß angelegten medialen Öffentlichkeit rückten dabei jedoch nur zwei: Zum einen der 60. Jahrestag der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 mit einer Vielzahl von Berichten zum Auftritt des deutschen Kanzlers bei den Feierlichkeiten in Frankreich, zum anderen das Gedenken an das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, das u.a. mit der ARD-Produktion „Stauffenberg“ begleitet wur-

de. Völlig in den medialen Hintergrund geriet der Auschwitz-Prozess, der vor 40 Jahren in Frankfurt am Main stattfand. Wie ist dieser unterschiedliche mediale Umgang mit historischen Daten zu erklären?

In der deutschen Öffentlichkeit wird seit einigen Jahren der Blick immer stärker auf die Opferrolle der Deutschen fokussiert und der Versuch einer Gleichsetzung mit den Opfern der Naziverbrechen unternommen. So wurde im Zusammenhang mit dem Gedenken an die Landung der Alliierten in der Normandie immer lauter die Forderung artikuliert, an diesem Tage aller Opfer,



also auch der deutschen Soldaten zu gedenken, schließlich seien sie alle Opfer eines Krieges geworden. (...) Der Bund der Vertriebenen propagiert weiterhin, ein „Zentrum gegen Vertreibung“ in Berlin zu errichten und damit das Schicksal der deutschen Vertriebenen gedanklich in unmittelbare Nähe des Holocaust-Mahnmals für die ermordeten Juden Europas zu rücken. Die von Vertriebenenfunktionären gegründete Preußische Treuhand zur Durchsetzung privater Entschädigungsforderungen u.a. gegenüber dem polnischen Staat ist die unverfrorene Spitze eines „Wir waren alle Opfer“ angleichenden Geschichtsverständnisses.

Der Zentralrat der Juden in Deutschland hat die Zusammenarbeit mit der Stiftung Sächsische Gedenkstätten beendet, weil der sächsische Landtag 2003 ein Gesetz verabschiedet hat, in dem die fundamentalen Unterschiede zwischen den Verbrechen des NS-Regimes und Formen kommunistischer Willkürherrschaft terminologisch eingeebnet wurden. Der Vizepräsident des Zentralrates Samuel Korn sagt dazu: „Diese alle Unterschiede einebene Gleichsetzung ist es, wogegen ich mich wende, auch beim sächsischen Gedenkstättengesetz. Dieser Trend ist seit dem Historikerstreit Mitte der achtziger Jahre zu beobachten, er kehrt immer wieder, und die seither geführten deutschen Selbstfindungsdebatten tragen stets dieselben Muster in sich. Es geht dabei offen oder verdeckt darum, den Deutschen einen möglichst gleichberechtigten Opferstatus zuzuerkennen. Jedes individuelle Leid, vor allem dasjenige unbeteiligter und unschuldiger Menschen, ist ohne jede Einschränkung gleichermaßen anzuerkennen und zu

würdigen. Aber bei übergeordneter Betrachtung geht es nicht in erster Linie um individuelles Leid, sondern um den großen historischen Zusammenhang, den gilt es zu wahren, sonst werden wir aus der Geschichte keine objektiven Lehren ziehen können.“

Die Täterschaft der Deutschen verblasst und wird zielstrebig verdeckt durch die beständige Thematisierung der Opferrolle. Dies wurde im besonderen Maße in der Diskussion um die Wehrmachtausstellung deutlich, die nach ihrer Überarbeitung den Blick von den vielen Tätern in SS-, Polizei- und Wehrmachtsuniform abwandte auf die Wehrmachtsgeneralität und ihre Befehlsgewalt. Inzwischen wurde die Ausstellung geschlossen und eingemottet. Der Historiker Wolfram Wette stellt dazu fest: „Als Fazit bleibt die Erkenntnis, dass es bestimmten Meinungsführern in Deutschland immer wieder gelungen ist, die Täter aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein und aus den Gerichtssälen verschwinden zu lassen und die auf Relativierung und Entlastung zielenden Bedürfnisse zu bedienen.“

So geschehen auch mit dem Gedenken an den Frankfurter Auschwitz-Prozess. In der medialen Öffentlichkeit hat die Erinnerung an den Prozess nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Dem mit ihm verbundenen Blick auf die Täter ist heute, wie vor vierzig Jahren eine Abwehr zu konstatieren, wie sie Martin Walser mit seinem Wort von Auschwitz als „Moralkeule“ zum Ausdruck gebracht hat. (...)

**Heiko Lüßmann**

*Die „informationen“ kosten pro Band 5,50 Euro, zu bestellen unter Telefonnummer (069) 72 15 75, Internet: [www.studienkreis-widerstand-1933-45.de](http://www.studienkreis-widerstand-1933-45.de).*

Peter Gingold im konkret-Interview (11/2004) über die IG-Farben

## Das Geld gehört in die Verfügung der Opfer

Der jüdische Kommunist Peter Gingold ging als Jugendlicher ins französische Exil, wo er sich in der Zeit der deutschen Besatzung der Résistance anschloss. Seit Jahrzehnten organisiert er Proteste gegen die IG-Farben-Abwicklungsgesellschaft und kämpft um die Entschädigung der NS-Opfer. Der 88-Jährige ist stellvertretender Vorsitzender des Auschwitz-Komitees (Hamburg), Bundessprecher des VVN-Bund der Antifaschisten und Mitglied der Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis der Auschwitzter.

**konkret:** Beinahe 20 Jahre gab es Proteste gegen die Aktionärsversammlungen der IG Farben AG „in Abwicklung“. Aufgelöst ist die Firma mittlerweile, aber Totgesagte leben länger: Jetzt haben die ehemaligen Aktionäre in den USA eine Stiftung gegründet und wollen auf diesem Weg an noch vorhandenes Vermögen in der Schweiz. Hattest du dir einen Erfolg der Proteste so vorgestellt?

**Gingold:** Die kriminelle Energie der IG-Farben-Abwickler überrascht mich nicht. Seit ihrer Gründung 1952 waren die jeweiligen Liquidatoren damit beschäftigt, das Geld, das den Überlebenden zusteht, verschwinden zu lassen. Einmalig wurden Anfang der Sechziger 30 Millionen Mark gezahlt, eine Summe, die man über Jahrzehnte an Pensionen für jene Herren zahlte, die auf der Anklagebank des Kriegsverbrecherprozesses gegen die IG Farben saßen. Diese Linie haben sie durchgehalten, und der Versuch, an die etwa zwei Milliarden Euro bei der Schweizer UBS heranzukommen, steht in dieser Tradition. Doch die Proteste haben etwas bewirkt. Als wir anfangen, Mitte der Achtziger, tagten die Herrschaften noch im Frankfurter

Hof. Später musste die Stadt Frankfurt ihnen einen Versammlungsraum besorgen, weil kein Hotel das Risiko einer Aktionärsversammlung mit Protesten und Rangeleien auf sich nehmen wollte. Es kamen immer weniger Aktionäre, nicht nur weil die alten Nazis wegstarben, sondern weil sie Angst bekommen hatten. Die Kontinuität der Proteste hat entscheidend dazu beigetragen, das Verbrechen der Sklavenarbeit in die Öffentlichkeit zu bringen.

**konkret:** Die Stiftungsgründer haben mit dem FDP-Politiker Gerhart Baum und Ludwig Ehrlich von der jüdischen Organisation B'nai B'rith prominente Unterstützer und kündigen an, aus dem rückgewonnenen Vermögen Überlebende zu unterstützen und Erinnerungsarbeit finanzieren zu wollen.

**Gingold:** Wie großzügig! Seit Jahren versprechen sie dies und jenes, was sie nicht daran gehindert hat, Hans Frankenthal, einen der wenigen Überlebenden des IG-Farben-KZ Auschwitz III Monowitz zu beleidigen und zu verhöhnen, wenn er unsere Forderungen auf den Aktionärsversammlungen vertrat. Dort wurde deutlich,

dass man stolz darauf ist, den ehemaligen Zwangsarbeitern über 50 Jahre eine Entschädigung verweigert und sich an diesem Geld bereichert zu haben, das jetzt weg ist, versickert in den Kanälen von Arisierungsgewinnlern wie Beisheim.

Mit dem Geld in der Schweiz ist es anders: Der alliierte Kontrollratsbeschluss vom 30. Oktober 1945 ordnete an: „Das deutsche Auslandsvermögen wird beschlagnahmt für Reparations- und Wiedergutmachungsleistungen an die von den Nazis am meisten getroffenen Volks- und Gesellschaftsgruppen.“ Kein Zweifel: Alles Geld gehört ausschließlich in die Verfügung der Opfer.

**konkret:** Die Forderung ist legitim, aber ist sie realistisch?

**Gingold:** Ich mache mir keine Illusionen. Wer hätte aber vor Jahren angenommen, dass die ehemaligen Zwangsarbeiter auch nur einen Pfennig bekommen? Ich nicht.

**konkret:** Mit diesen Almosen wurde in Deutschland der Schlußstrich gezogen, weswegen es auch sehr schwer sein wird, an das IG-Farben-Vermögen in der Schweiz zu kommen.

**Gingold:** Hier hat glücklicherweise Deutschland nicht viel zu sagen. Durch die Stiftungsgründung in den USA haben sich die Ex-Liquidatoren zwar eine juristische Möglichkeit geschaffen, an das Geld zu kommen. Zugleich aber ist die amerikanische Öffentlichkeit eine andere, die Gerichte sind andere.

**konkret:** Der eigentliche Sinn der Abwicklung der Firma scheint gewesen zu sein, endlich nicht mehr die leidigen Aktionärsversammlungen durch-

führen zu müssen. Nun gibt es keinen öffentlichen Anlass mehr für Proteste.

**Gingold:** Bislang scheint der Plan aufzugehen. Viele fragen sich, wo wir jetzt noch ansetzen können, zumal es auch in anderen Fällen kaum noch möglich ist, die deutsche Öffentlichkeit zu erreichen. Ich erinnere an den zähen Kampf der Angehörigen der Opfer des Wehrmachtsmassakers von Distomo. Sie kämpften scheinbar auf verlorenem Posten, aber aufgeben wollen sie nicht. Es ist jetzt die letzte Chance, denn noch leben einige der ehemaligen Zwangsarbeiter. Ihr politisches und moralisches Gewicht zu nutzen, solange es noch möglich ist, darauf kommt es jetzt an.

**konkret:** Die politische Tendenz im Jahr der 60. Jahrestage, das noch bis zum 8. Mai 2005 dauern wird, heißt Versöhnung in Europa. Da stört die Erinnerung an die Mörder. In Berlin baut man das Denkmal für die ermordeten Juden, aber die Topographie des Terrors, die an die Mörder gemahnt, ist seit bald 20 Jahren eine Baustelle und wird nun auf niedrigstem Niveau fertiggestellt.

**Gingold:** Eben deshalb ist es wichtig, die Erinnerung an IG Farben als Symbol für das Bündnis von Kapital und Barbarei, Zyklon B und Auschwitz, wachzuhalten. Ich will, dass die Menschen noch in 2000 Jahren davon wissen, damit sie eine Wiederholung verhindern können. Ich lebe mit der Erinnerung an die Ermordeten meiner Familie, an ermordete Freunde und Genossen, aber ich kann auch nicht vergessen, wer sie ermordet hat, wie sie ermordet wurden und warum.

# 27. Januar 1945 - 27. Januar 2005

60. Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz-Birkenau

## Das Gedächtnis der Orte

Gedenkveranstaltung

**Donnerstag, 27. Januar 2005, 19 Uhr**

Historisches Museum, Römerberg, Frankfurt am Main

Veranstalter: AG Ausgegrenzter Opfer

---

LESUNG & MUSIK

**„Genagelt ist meine Zunge  
an eine Sprache, die mich verflucht“**

Lilli Schwethelm liest Lyrik und Prosa aus dem  
Werk von Hilda Stern Cohen

Musikalische Begleitung:  
Georg Crostewitz (Gitarre)

**Freitag: 21. Januar 2005, 20 Uhr**

Ortenberg (Wetteraukreis), Altstadt-Café

**Donnerstag, 27. Januar 2005, 19.30 Uhr**

Neu-Isenburg, ev. Kirche am Marktplatz

(Zum Werk Hilda Stern Cohens siehe Beitrag  
in diesem Heft, Seite 28 ff)

---



Hilda Stern Cohen, geboren 1924 in Oberhessen, war gerade 21 Jahre alt, als sie das Getto Lodz, Auschwitz und Ravensbrück überlebt hatte. Sie starb 1997 in den USA.

## Ausstellungen

**in Februar 2004, Offenbach am Main,**

**Legalisierter Raub - Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933 bis 1945** - Ausstellung des Fritz Bauer Institutes und des Hessischen Rundfunks (genauere Angabe zum Ausstellungssaal, siehe später bei [www.fritz-bauer-institut.de](http://www.fritz-bauer-institut.de))

**9. bis 21. Januar 2005, Dreieich-Sprendlingen** (Stadtbücherei)

**25. bis 31. Januar 2005, (Kassel)** (Ev. Fröbelseminar)

**Frauen im Konzentrationslager 1933 - 1945 -**

Eine Ausstellung des Studienkreises Deutscher Widerstand, Frankfurt/Main ([www.studienkreis-widerstand-1933-45.de](http://www.studienkreis-widerstand-1933-45.de)).